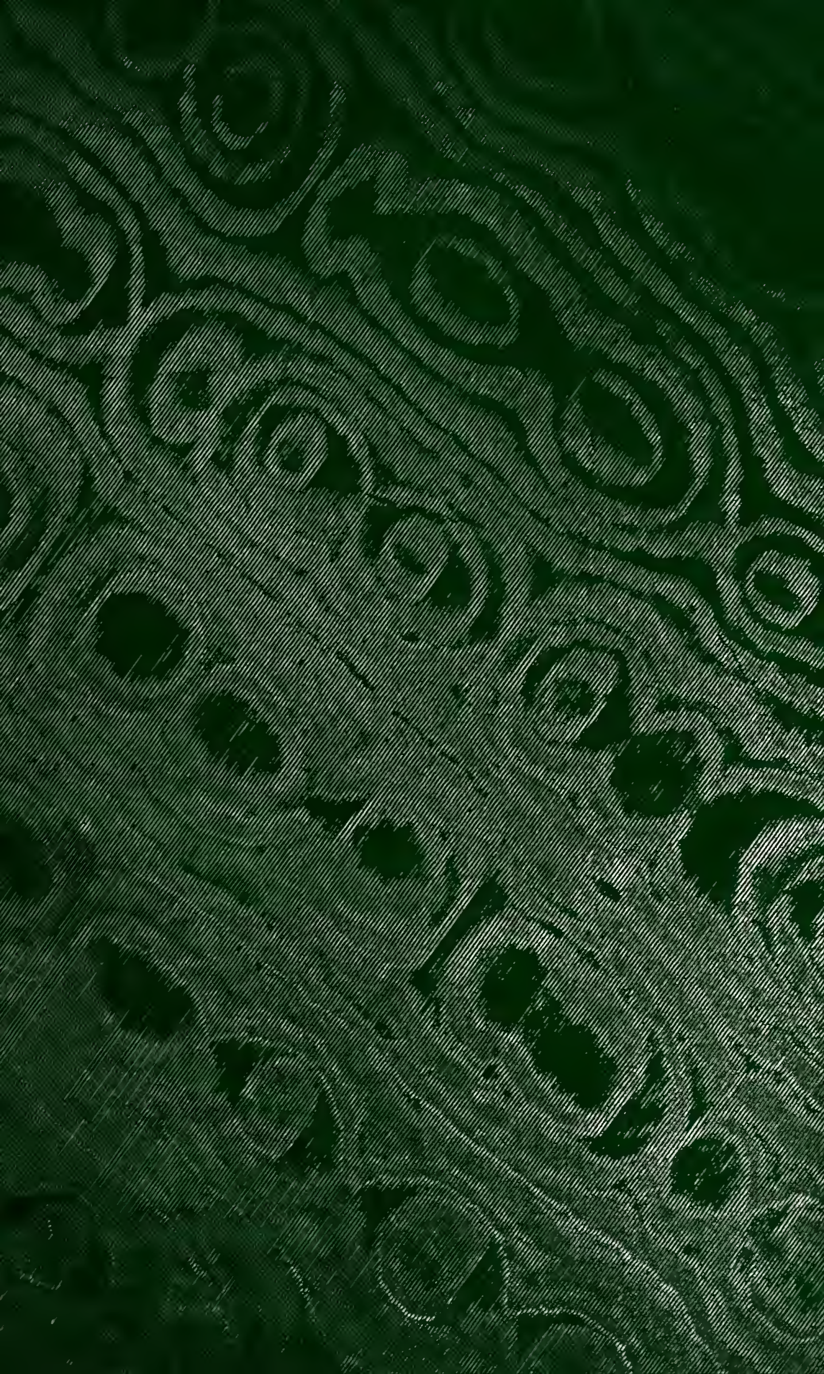


Universum des Witzes

und der

ungeheuern Heiterkeit.

Ein Taschen-Receptbuch des Humors
für fröhliche Leute und solche, die es werden wollen.

Herausgegeben

von

Edmund Wallner.

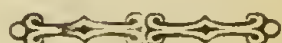
Motto:

„Du sollst mein Freund für deine Sinnen
In einer Stunde mehr gewinnen
Als in des Jahres Einerlei.“
Mephistopheles im „Faust.“

Band X.

Enthaltend:

Humoresken in Poesie und Prosa.



Erfurt.
Druck und Verlag von Fr. Bartholomäus.

In rosenrother Laune.



Humoresken

in

Poesie und Prosa,

zur Lecture auf der Reise und zum Vorlesen am warmen Ofen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Edmund Wallner.



Motto:

„Nichts Behaglicheres für mich, als am warmen Ofen eine gute heitere Lecture, dazu eine Tasse Thee mit Arac, — aber viel Arac! Montag, Classiker.

Band X.

des

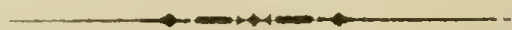
Universum des Witzes und der ungeheuern Heiterkeit.



Erfurt.

Druck und Verlag von Fr. Bartholomäus.

Inhalt.



Inhalts-Verzeichniß
von
Wallner's Universum des Witzes
und der ungeheuern Heiterkeit.
à Band 15 Sgr.

Band I. Dritte, durchaus verbesserte und sehr vermehrte Auflage mit 8 Illustrationen, wovon 2 in Farbendruck. Inhalt: **Das Liebhaber-Theater.** Bühne. Decoration. Beleuchtung. Schminken. &c. **Dramatische Scenen nnd Schwänke. Verzeichniß empfehlenswerther kurzer Soloscherze und Lustspiele,** welche ohne große Scenerie und mit wenig Personal leicht ausgeführt werden können. **Verzeichniß größerer dramatischer Stücke,** welche zum Vorlesen mit vertheilten Rollen für Lesekränzchen empfohlen werden können. **Entwurf zu den Statuten eines dramatischen Vereins. Epilog.**

Band II. Komische Declamationen in Poesie und Prosa, nebst einer Anleitung zum Vortrag und einem Vorwort von Theodor Drobisch. Zweite verbesserte Auflage.

Band III. Lebende Bilder. Aufzüge zu Maskenbällen. Das Wachsfiguren-Kabinet. Die Menagerie. Das Schattentheater. Schlafrockspredigten. Festspiele &c.

Band IV. Kalauer Pillen gegen Hypochondrie, Schlaflosigkeit. Humorverstopfung und Langeweile, in Schachteln à 1000 Stück. Piquante Kalauer und Anekdoten in sorgfältiger Auswahl, Ausschuß aller Meidinger.

Band V. und VI. (Doppelband. Preis 1 Thlr.) **Polterabend und Hochzeit.** Eine reiche Auswahl von scherzhaften und ernsten Aufzügen, dramatischen Scenen für eine und mehr Personen. — Gedichte für einzelne Personen bei Ueberreichung von Geschenken, von Kranz und Schleier &c. Toaste und Tafellieder. — Hochzeits-Kladderadatsch. — Carmen für silberne und goldene Hochzeiten &c.

Der **Hochzeits-Kladderadatsch** ist auch für sich allein zum Preise von 5 Sgr. zu haben.

Band VII. Der Raritätenkrämer. — Eine Schule der Zukunft. — Wissenschaftliche Vorlesungen. — Das Kasperletheater.

Band VIII. Kalauer Pillen gegen Hypochondrie, Schlaflosigkeit, Humor-Verstopfung und Langeweile, in Schachteln à 1000 Stück. Piquante Kalauer und Anekdoten in sorgfältiger Auswahl, mit Ausschuß aller Meidinger.

Band IX. Die Bildergallerie (mit 13 Illustrationen). **Ein unglücklicher Liebhaber,** Solo-Scene. **Antropologisches Cabinet.**

Band XI. Das Haus-Theater, Sammlung einactiger Lustspiele und Soloscherze mit leichter Besetzung und einfacher Scenerie, mit Beiträgen von Dr. **Feodor Wehl,** Dr. **Georg Horn, Mathilde Raven** u. A. Inhalt: **Im Seebad,** Lustspiel in 1 Aufzuge. **Ein Pionir der Liebe,** Lustspiel in 1 Aufzuge. **Ein reizender Abend,** Soloscherz für 1 Dame. **Der 1. April,** dramatischer Scherz in 1 Aufzuge.

Memoiren eines Pechvogels.

Ja, ich bin ein Pechvogel! Meine Stiefel drücken mich; meine Rasirmesser schneiden nicht und an meinen Röcken platzen die Nähte. Wohin ich gehe, finde ich Steine des Anstoßes, und wo zufällig keine Steine des Anstoßes liegen, stolpere ich gewöhnlich über meine eigenen Füße. Wenn ich, blos um mir die Zeit zu vertreiben, auf's Papier kritzle, so sollte man meinen, die Buchstaben seien von dem ausgezeichnetsten Calligraphen hingemalt; sobald es aber darauf ankommt, schön zu schreiben, verschwört sich Alles gegen mich: das Papier fließt, die Tinte ist blaß, die Feder schreibt entweder zu dick oder zu dünn, und wenn der Brief fertig ist, sieht er so hieroglyphenartig aus, als ob ihn der egyptische König Psammenit geschrieben hätte. Wenn ich allein bin, habe ich die herrlichsten Einfälle, ich bin pikant und sehr witzig, so lange ich mich einzig und allein mit mir selbst unterhalte; in Gesellschaft aber, oder einer gebildeten Dame gegenüber, wo jeder gebildete Mensch doch unstreitig am geistreichsten und witzigsten sein sollte, fällt mir nicht nur nichts Vernünftiges ein, sondern es kommen mir fast lauter Albernheiten auf die Zunge. Alles Verbindliche, das ich sagen will verwandelt sich in eine Unhöflichkeit; jedes Compliment, das ich machen will, verwandelt sich in eine Anzüglichkeit; ja, ich, der ich doch Philosophie studirt habe, mache bei solchen Gelegenheiten sogar grammatikalische Schnitzer! Bin ich schon jemals

in einer Soiree gewesen, ohne ein Unglück anzurichten? Habe ich schon ein einziges Mal in meinem Leben getanzt, ohne meiner Tänzerin die Garnitur des Kleides abzutreten, ihr auf den Fuß zu treten oder gar sie umzuwerfen?

Ich habe eigentlich gar kein Unglück — ich habe Pech und das ist noch schlimmer als Unglück. Es scheint, daß das Schicksal mich gar keines großen Unglücks würdig hält, deshalb sucht es mich mit lauter kleinen Neckereien heim; es macht mich nicht zum tragischen Helden, sondern zum Ritter von der traurigen Gestalt. Ich bin mein Pech fast schon gewohnt, denn ich weiß, daß ich statt der Sandbüchse regelmäßig das Tintenfaß über das Papier schütte, und geschieht dies seltsamer Weise einmal nicht, so mache ich wenigstens eine falsche Adresse auf den Brief. Steht es nicht im Buch des Schicksals geschrieben, daß jedes Mal, wenn ich in zahlreicher Gesellschaft eine Anekdote erzähle und Alles auf die Pointe gespannt ist, ich diese vergessen muß? Ist mir das Butterbrod je anders als auf die fette Seite gefallen? Was habe ich je begonnen, das nicht ein tragi-komisches Ende genommen hätte? Wie wurde ich zum Beispiel Jäger und wie hörte ich auf, es zu sein?

Eines Tages kommt ein Freund zu mir und ladet mich auf den andern Morgen zu einer Hasenjagd ein. Du weißt, ich verstehe nichts von dem edlen Waidwerk, sagte ich. Es ist ja nichts leichter als einen Hasen zu schießen, antwortete er; es sind dabei nur zwei Fälle möglich: entweder Du triffst den Hasen oder Du triffst ihn nicht. Die Sache war mir einleuchtend. Am andern Tage stehe ich, ein angehender Nimrod, auf dem Felde. Lange wollte sich mir nichts zeigen; endlich glaubte ich etwas Hasenartiges zu entdecken: ich lege an, drücke los und — ein fürchterliches Geheul erfüllt die Luft. Statt den Hasen zu treffen, hatte ich durch einen mir unbegreiflichen Zufall einem im Chausseegraben liegenden Handwerksburschen in das Hintertheil geschossen. Der arme Teufel war seiner

Profession nach ein Frauenschneider und so mager, daß mein unglückseliges Schroot von der Haut bis zu den Knochen gar keinen Weg zurückzulegen hatte. Dieser Schneider war mein erstes und letztes Wildpret, das ich schoß.

O, ich könnte dreißig Bände im Kirchenthür=Format schreiben und würde dennoch nicht Raum genug für alle jene kleinen Unglücksfälle haben, die mich heimgesucht. Aber ein großes Unglück, ein Unglück, das ich von meinen Ahnen geerbt habe, ein Unglück, das nur dereinst mit mir begraben wird, ja, ein riesengroßes Unglück ist — mein Name. Ich heiße Fischer. Wundere Dich nicht, theurer Leser, daß ich diesen schönen und höchst wohlklingenden Namen für ein Unglück halte. Er könnte, ich weiß es, viele gleichnamige Menschen glücklich machen, mich aber, den Pechvogel par excellence, bringt er aus einer Unannehmlichkeit in die andere. Wie wenige Menschen giebt es in Deutschland, die nicht Fischer heißen und wie viele Fischers unter diesen Menschen begehen nicht dumme Streiche! Aber ach! die meisten dummen Streiche, welche die Fischer der Umgegend begehen, gewöhnlich kommen sie auf meine Rechnung. Es kommt ein Schneiderjunge mit einer Rechnung; ich bebe zurück, ich lese: „Für rückständige Beinkleider von Ostern Thlr. 20. Um endliche Zahlung wird gebeten." Ich untersuche die merkwürdigsten Epochen und Perioden meiner Garderobe; es finden sich keine rückständigen Beinkleider darunter. Es war ein Irrthum: ich bin mit einem andern Fischer verwechselt worden.

Ich bin mit den wichtigsten Arbeiten beschäftigt, als plötzlich die Thüre aufgeht und eine riesige Dame unter tausend Verbeugungen vor mich tritt. Sie nennt sich und heißt Madame Amalia Zeisig=Camposiore; sie ist erste Bravour=Sängerin an der Scala in Mailand. Ich glaube es und mein Glaube macht sie selig. Sie setzt sich hin und schlägt einen so gewaltigen Triller, daß mein Spiegel eine Gänsehaut kriegt und

meinem Sopha der Schrecken durch alle Glieder fährt. Sie schlägt noch einen Triller; sie singt eine ganze Arie. Ich frage, was sie zu mir führt. Statt der Antwort singt sie:

Schleudre, Himmel, vom Wolkensitze
Deine Donner, Deine Blitze!

Nachdem sich dieses melodische Gewitter verzogen, fängt sie, statt mir zu antworten, abermals zu singen an. Die ganze Unsterblichkeit Donizetti's, Bellini's, Halevy's und Auber's schmettert an mein Ohr. Endlich fragt sie erschöpft: Wie gefalle ich Ihnen? Auf Ihr Urtheil darf man bauen, denn Sie sind als Musikkenner und scharfsinniger Kunstrichter allgemein berühmt. Ich lächle und gebe ihr in diplomatischen Redensarten meinen Beifall zu erkennen. Nun, wenn ich Ihnen gefalle, Herr Doctor, lispelt die fahrende Nachtigall, so darf ich hoffen, daß Sie mich in Ihrem weitverbreiteten Blatte dem Publikum empfehlen. Ich redigire kein Blatt, antwortete ich. Sind Sie nicht der Doctor Fischer? fragte sie. Ja, seufze ich, aber der Redacteur des Blattes ist ein anderer Doctor und ein anderer Fischer. Die Sängerin verläßt das Zimmer, nachdem sie mir meine Ohren versungen.

Ich will den Leser nicht ermüden durch Aufzählung aller durch meinen unglückseligen Namen mir widerfahrenen Unglücksfälle — das aber steht fest: ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich einen anderen Namen hätte. Ich mache in dieser Beziehung wahrhaftig keine großen Ansprüche, ich wollte nicht Löwe, Wolf, Bär, Adler oder Geier heißen, ich wollte gar keinen fleischfressenden Namen besitzen, ich würde mich recht gern mit einem zahmen Stall- oder Hausvieh-Namen, mit Schaf, Ochs, Hammel, Lamm, Hahn oder Hähnlein begnügen, ja, ich würde mit Schlosser, Maurer, Töpfer, Weber, Seiler, Schuster oder einem anderen handwerksmäßigen Namen schon sehr zufrieden sein, aber Fischer heißen zu müssen — das ist fürchterlich, das ist gräßlich!

Der Senfhund.

In der Schenke saßen eine Anzahl Bauern und Bürger bei ihrem Glas Bier und wurden allerlei Schwänke und Kurzweilen erzählt, daß oft schallendes Gelächter von den Wänden dröhnte, und der Wirth indessen kaum genug des guten Stoffes herbeischaffen konnte für die durstigen Seelen.

Kommt auch ein Handwerksbursch herein, legt sein Ränzel ab und setzt sich still hinter den Ofen; hatte wahrscheinlich — wenn auch ebenso großen Durst wie die Anderen, doch nicht ebenso gutes Geld und hielt sich still und zurückgezogen. Er ließ sich nur ein Glas Branntwein geben und betrachtete dann — ohne sich um den Lärm umher im Geringsten zu kümmern mit der größten Aufmerksamkeit eine hübsche, gestreifte Katze, die sich schnurrend an der Ofenbank strich und dann niederkauernd ihre Pfoten leckte.

Wie die Anderen nun genug gelacht hatten, fiel es dem Einen der Gäste, ein Seifensieder und ein gar drolliger Kauz, auf, daß der Handwerksbursch immer die Katze so aufmerksam betrachtete und kein Auge von ihr verwandte. Er wurde zuletzt neugierig und rief:

„Nun, Handwerksbursch', was hast Du mit der Katz', ist denn da etwas Besonderes dran?“

„Ei gewiß, lieber Herr“, sagte der Handwerksbursch, mit dem Kopf nickend, „das ist eine Senfkätz'.“

„Eine Senfkatz?“ riefen die Andern lachend aus, „was ist das? davon hab' ich mein Lebtag' Nichts gehört.“

„Ei“, sagte der Handwerksbursch, „wer's versteht, der kann machen, daß die Katz da weit eher Senf als Milch leckt.“

„Ei, Du Tausendsappermenter!“ rief der Seifensieder vergnügt aus, „wenn Du das zu Wege bringst, zahl' ich Dir Abendbrod und Schlafstelle und Bier was Du trinken magst. Wenn Du's aber nicht kannst, mußt Du selber Senf lecken.“

Der Handwerksbursch nickte vergnügt vor sich hin und Einer war schon aufgesprungen und hatte eine Schale mit Milch geholt, die das Kätzlein kaum roch, als es wacker zu schnurren anfing. Der Handwerksbursch aber nahm das Senfkrüglein vom Tisch und einen Spahnfidibus dazu, mit dem er sich einen Theil Senf herauslangte und wie jetzt die Katze mit gebogenem Rücken und hochgehobenem Schweif auf die Milch zugehen wollte, strich ihr der Handwerksbursch geschwind mit dem Spahn den Senf unter den Schweif, was nicht wenig beißen mochte. Die Katze drehte sich rasch herum und fing an den Senf abzulecken und zu pusten und wieder zu lecken und dachte gar nicht an die Milch. Die Gäste im Zimmer aber erhoben ein unbändiges Gelächter und riefen, daß der Handwerksbursch die Wette gewonnen hätte.

Der Seifensieder wollte die Strafe aber nicht umsonst gezahlt haben, und wie er nach drei oder vier Tagen einmal in die benachbarte Stadt hinüberkam, sah er sich dort im Wirthshaus geschwind nach einer Katze um, damit er bei der seinen Spaß anbringen könnte. Es war aber keine Katze da und nur Einer der Gäste hatte einen kleinen schwarzen Hund bei sich, der an ihm heraufsprang und gern von der Wurst haben wollte, die Jener gerade verzehrte.

„Wetter noch einmal“, sagte da der Seifensieder, indem er neben dem Tisch stehen blieb und den Hund aufmerksam betrachtete, „was habt Ihr da für einen sonderbaren Hund, Kamerad!“

„Ich?“ fragte der Mann erstaunt, das ist doch kein sonderbarer; das ist ein Pintscher.“

„Ein Pintscher?“ rief der Seifensieder — „bewahre, das ist ein Senfhund.“

„Ein Senfhund?“ lachte der Gast, „hab' in meinem Leben von keinem Senfhund gehört.“

„Ei, der frißt lieber Senf als Wurst!“ rief aber der Seifensieder, jetzt fest entschlossen, seinen Vortheil zu verfolgen.

„Ob er wohl?“ lächelte der Fremde und hielt dem Hund die Senfbüchse hin. Der aber roch daran und pustete und nieste nachher in einem fort, daß die Umstehenden zu lachen anfingen. Da sagte der Seifensieder: „Ja, man muß es eben können; ich wett' Euch aber zehn Seidel Bier, daß ich den Hund eher den Senf als die Wurst will fressen lassen.“

„Topp, es gilt!“ riefen Andere, die dabei standen und den Spaß auch mit sehen wollten.

Der Seifensieder ließ sich eine Wurst geben, nahm dann einen Holzspahn, wie er's vom Handwerksburschen gesehen hatte und drehte ihn im Senf herum, dann lockte er den Hund mit der Wurst und strich ihm dabei, ehe er's sich versah, den Senf unter das kurze, aufrecht stehende Schwänzchen.

Der Pintscher war aber kein Senfhund. Er erschnappte die Wurst, und sich dazu auf sein Ende setzend, fuhr er Schlitten in der Stube herum, wobei die Gäste natürlich in ein lautes und schallendes Gelächter ausbrachen, denn sie merkten jetzt wohl, was jener damit gewollt.

Der Seifensieder aber zahlte ärgerlich die Zeche und hat seitdem nie wieder versucht, aus einem Pintscher einen Senfhund zu machen.

Die Kunst berühmt zu werden.

Es ist eine festgestellte Thatsache, daß Schauspieler die bescheidensten, anspruchslosesten, uneigennützigsten Geschöpfe in der Welt sind. So stark ist die Abneigung der gesammten Bretterwelt gegen den Egoismus, daß ein Schauspieler, durch den leisesten Wunsch sein Ego bemerklich zu machen, die Indignation, ja den bittersten Haß sämmtlicher Collegen provociren würde. Ja, meine Damen und Herren, ihre in dieser Beziehung wirklich übertriebene, wahrhaft klassische Tugend, ist, wie Sie wissen, sprüchwörtlich geworden; und das ist leider der Grund, daß nur diejenigen von ihnen vortheilhaft bekannt werden, welche nicht Kunst genug besitzen, ihre Talente zu verbergen. Allein, ist dieses ihr unverantwortlich schüchternes Benehmen nicht vielmehr tadelnswerth? Haben sie das Recht, sich der Anerkennung zu entziehen, welche die dankbare Welt ihnen so gerne zollen würde, wenn sie sich derselben nicht mit fanatischer Hartnäckigkeit entzögen? Ist es nicht geradezu ein Verbrechen, daß Sie, oft mit den größten Opfern, den begeisterten Griffel hemmen, der ihre Namen in die Tafeln des Ruhms verzeichnen will? Mit einem Worte: warum wollen sie nicht berühmt sein? —

Doch ich glaube den Schlüssel zu dieser Erscheinung gefunden zu haben. Es sind nämlich Ihrer schlichten harmlosen Denkweise die Mittel und Wege, welche zur Berühmtheit füh-

ren, totaliter unbekannt, und ich hoffe, mir den Dank aller wahren Kunstmäcene zu verdienen, wenn ich hiermit den Versuch mache, ihnen wenigstens einige der Kanäle zu markiren, auf welchen Ihre Arbeits-Galeere in den Ocean der Fama segeln kann,

Vor allen Dingen also lerne der Schauspieler sich selbst schätzen; er lerne seinen Werth als Künstler und als Bühnen-Mitglied erkennen. Es ist wahrhaft beklagenswerth, daß von allen lebenden Histrionen kein Einziger eine Ahnung von seinem Talente, von seinem Genius hat. Da ist Keiner, der sich je für die Darstellung einer glänzenden Rolle qualificirt hielte, sondern Jeder vor Begierde brennend, dieselbe den „fähigeren“ Collegen mit List oder Gewalt in die Hände zu spielen. Ein Jeder hält seine geringen Dienste für zu hoch bezahlt: und wenn der bekannte Edelmuth der Directoren nicht zuweilen auf glänzende Dotirung oder Gagenerhöhung dränge, die Schauspieler vergäßen ganz und gar, daß eine Theaterkasse existirte. Auch dem Publikum gegenüber lerne der Schauspieler endlich seine Wichtigkeit ermessen; der Schauspieler höre endlich auf, dem Applause ein taubes Ohr, und dem Hervorruf eine linkische Scheu und Antipathie entgegenzusetzen.

Es wird gut sein, wenn der Schauspieler hin und wieder bei Wohlthätigkeits-Benefizen, welche auf kleineren Bühnen stattfinden, „mit bereitwilligster Erlaubniß des Herrn Directors“ mitwirkt. Die drei Sterne, welche auf dem Zettel seinen fettgedruckten Namen vertreten, lassen ihn als Stern erster Größe am Horizonte der Kunst erscheinen.

Der Schauspieler werde so oft als möglich krank, d. h. nie früher, als bis das angekündigte Stück dadurch unmöglich, und der rothe Zettel unvermeidlich wird. Ich kenne einen Schauspieler, der sich „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ in die Notiznahme des Publikums und allmälig in eine höchst gesunde Berühmtheit hineingekränkelt hat.

Der Schauspieler mache sich von dem unheilvollen Irrthume los, daß er einen decenten, sittlichen, streng eingezogenen Lebenswandel führen müsse. Suche den Skandal! sei das Entsetzen der Ehemänner, und bist Du eine Schauspielerin, deren Mittel zur Wiedervergeltung! — Prügele Dichter und Recensenten, massakrire Kneipkumpane und ruinire Alles, was sich Schneider nennt! Behandele jede Hebräerseele als ein goldspendendes Peru; und geht es nicht grade, so schreibe quer! Kannst Du aber ein Duell zu Wege bringen, d. h. Jemanden fordern, von dem Du weißt, daß er noch feiger ist als Du, und den Du dann öffentlich ohrfeigen kannst, so hast Du die Leiter der Berühmtheit fast bis zur letzten Staffel erklimmt.

Chicanire Director und Agenten bis auf's Blut. Bist Du im Besitze eines feinen Händchens, so mache damit einen schlagenden Eindruck auf den Gesichts-Ausdruck Deines Directors. Ja, meine Damen, die Schauspielerin Fräul. Scandalmeyer machte hundert volle Häuser, weil Jedermann „die Person“ sehen wollte!

Brenne durch! Es ist zwar bis jetzt noch nicht vorgekommen, daß ein Schauspieler seinen Contract gebrochen hätte; aber thue Du, als Erster, diese unerhörte That, und glaube mir, die Folge ist ein Prozeß, so interessanter und pikanter Art, daß Dein Name in aller Welt familiär wird! —

Ich könnte so noch bis in alle Ewigkeit fortfahren, Sie, meine Herren und Damen, aus dem Füllhorn meiner Weisheit mit goldenen Regeln zu überschütten, allein ich sehe, Sie warten nur auf eine Pause, um mir den Einwurf zu machen: „Und was thun wir, wenn Alles das nicht zur Berühmtheit führt?“

Sagen Sie, meine Verehrten, haben Sie je von den sogenannten Theaterblättern gehört? Fast möchte ich daran zweifeln, denn Sie haben leider den Grundsatz, niemals jene Ihnen herzlich gleichgültigen Meisterworte deutscher Stylistik zu lesen,

die man Recensionen nennt, Gewiß, Sie würden erröthen, sich so öffentlich in's Gesicht gelobt, bewundert, vergöttert zu sehen. Allein Sie müssen diese falsche Scham ablegen. Und wenn Sie ahnten, welche feine Kunstbildung, welche Unparteilichkeit, welcher edle Enthusiasmus und welche zarte Rücksicht die Federn jener Männer führt, welche jene Blätter grünen lassen, gewiß, Sie würden sich mit jungfräulicher Verschämtheit entschließen, die Freundschaft und Gönnerschaft dieser Herren zu erwerben, von denen, im wahrsten Sinne des Wortes „Einer den Andern beschämt!" — Es ist von diesen Blättern leider erst das erste Dutzend in's Leben getreten, allein die Zahl derselben würde sich rapid vermehren, wenn sich irgend ein Schauspieler fände, der den Versuch machte, direct eine günstige Recension über sich zu veranlassen. Sicherlich, das Beispiel würde Nachahmung finden, und — hier bin ich im Culminationspunkte meiner Vorlesung! — aus diesen „Blättern" würden die Lorbeerkränze gewunden, welche einzig und allein den veritablen Nimbus der Berühmtheit erstrahlen ließen, und wenn sich der Teufel dagegen setzte!

Nachdem ich also meinem verehrten Auditorio zu Gemüthe geführt habe erstens: daß Jeder, trotz des heftigsten Widerwillens die Berühmtheit suchen müsse, und zweitens: wie er sie unfehlbar erreichen könne, — hoffe ich zuversichtlich, binnen Jahresfrist keinen unberühmten Schauspieler mehr zu sehen, wie ich bis jetzt noch keinen berühmten gefunden!

Eine Fahrt mit Hindernissen.

In unserer Zeit des Fortschritts ist es bekanntlich nicht schwer, in verhältnißmäßig kurzer Zeit von dem einen Ort zum andern zu gelangen; ja jeder Unterschied des Raums wird über kurz oder lang gänzlich verschwinden, wenn erst die telegraphische Eisenbahn erfunden sein wird. Um so haarsträubender und widernatürlicher ist daher der folgende Vorfall, der einem geachteten, hiesigen Rentier, Urwähler und Familienvater von sieben ungezogenen Kindern am hellen lichten Tage passirt ist. Wir lassen den gedachten Mitbürger selbst sprechen, um der Lebhaftigkeit der Erzählung keinen Abbruch zu thun. Er erzählt also:

„Am vorigten Freitag werde ick also eenen Infall kriejen un denken, et wäre doch jut, wenn ick mal meenen ollen Freund Schweppke besuchen dhäte. Ick hatt' et ihm sojar versprochen. Et war jrade unser Kejeldag. Ick hol'n nanu ab. Ick sage also zu meene Muttern: Höre mal, ick werde zu Schweppken jehn, sage ick; ick muß von hier (ick wohne am Unterbohm) nach des Oranienburger Dhor, da werd' ick mal een bisken bei ihm mit 'ranspringen, det is ja keen jroßer Umweg; der Schweppke wohnt nämlich am Bellejangsplatz. — Hör' mal, sagt meene Olle, Baldrian, et is heute Freidag, dhu Du des lieber nich. Ach wat, entjejnete ick ihr hoch erhaben über solche Superstützjonen, wat scheert mir der Freidag, ick bin ufjeklärt;

det wird also jut sin un ick werde jehn. Ick werde also meen Jeschäft besorgt haben un nehme mir an des Oranienburger Dhor eene Droschke, weil et mindestens 23 Zoll Hitze im Schatten war. Det wird also jut sind, un de Uhr is jrade viere.

Fahr'n Se mir Bellejangsplatz 46, drei Treppen bei Schweppke, sag' ick mit de jehörige Würde als Rentier un Urwähler. „Drei Treppen hoch ooch noch? Soll ick Ihnen da mit de Droschke ruffahr'n?“ reppelcirt mir der Droschkenbändiger. Der Starke weicht muthig einen Schritt zurück, hat Mandeibel jesagt, un schweige still un de Fahrt jeht los. Un weiter jing es hopp, hopp, hopp, in janz erbärmlichem Jalopp.

So kommen wir bis an de Karlsstraßenecke, da wo jrade jejenüber de Jardekaserne zu Fuß von das zweete Regiment is. Zieh'n da de Karlsstraße lang so en paar mal Hundertdausend Mann quer über de Friedrichsstraße in de Kaserne rin un der Kutscher muß also halten.

Ick seh' mir also unsere sehr theure Armee an un lange meene Cijarrentasche raus, mir 'ne ächte Havanneserin zu Jemüthe zu führen. Als ick nu Feuer anmachen will, hab! ick keene Streichhölzer. Steht da een Dienstmann un läßt sein Vermöjen in Rooch ufjehn; sag' ick also zu ihm: Dienstmann, wollen Se mich nich een bisken Feuer vor dieser meener ächten Havanneserin jeben? kommt der ran un borgt mir seine Cijarre un ick will mich eben anbrennen, also stürzen plötzlich aus allen Straßen von Nah und Fern woll so 'ne zwanzig Dienstmänner uf mir zu, die alle jloben, von mich jerufen zu sind, weil ick die Jewohnheit habe, een bisken sehr laut zu sprechen un diesethalben vorhin den Dienstmann laut anjered't habe. Ick wundre mir erst, als ick aber sehe, det mir des nich hilft, sage ick: Meene hochjeehrten Herren, ick bin Ihrer Dienste nich bedürftig, als worauf dieselbigen sich in die verschiedenen

Hinterjründe zurückziehen. Nu is inzwischen des Militär alle jeworden, ohne des ich darauf achte. So steh' ick nu in de Droschke un brenne noch de Cijarre an, un, haste nich jesehn, ick falle uf meenem Sitz rücküber, daß ick vorne mit beede Beene 'n Triller in de Luft schlage. Als ick mir soeben wieder jesammelt habe, jebe ick dem Dienstmann seine Cijarre wieder un sage: „Schön Dank!" Nee, sagt er, lieber Mann un hält mir de Marke hin, det kost't eenen Silbermorjen, jleich nach Sicht zahlbar. J, sage ick, wo werde ick denn? „Ja, sagt er, Sie werden woll müssen, det is de Taxe."

Na, det is jut. Wir kommen in eenen lebhaften Wortwechsel. Des Publikum loft zusammen, der Dienstmann schreit, der Kutscher flucht, deß wir nich weiter kommen; de Schuljungens, die jrade de Straße lang kommen, pfeifen un klatschen, de Dienstmänner in de Umjejend nehmen für ihren Kollejen Partei; ick halte den Leuten eene scheene Auseinandersetzung, aber det hilft nischt, se brüllen mir zu: den Silberjroschen her! haut ihm! schmeißt ihm raus! Js jut, sag' ick, ick werde den Jroschen berappen, aber ick protestire beim Bundesdag. Dausendstimmiges Jelächter. De Fahrt jeht weiter. Et is richtig halb fünf. Nu jeht det allens jut bis an de Weidendammerbrücke. Da, jrade als wir vor de Brücke sind, wird se ufjezogen un drei Kähne wollen durch. Richtig, der erste Kahn fährt sich fest un kann nich rück- un nich vorwärts. Da sind wir nu also injekeilt. Uf der Seite drüben halten sieben Omnibusse hinter einander, un hinter uns halten fünfe, de andern Wagen unjerechnet. Ick rooche meene Cijarre uf, ick stecke eene andere an; endlich sind de Kähne jlücklich durch, de Brücke wird runterjelassen. Aber nu jeht die Jeschichte erst los. Die Omnibusse von drüben wollen zuerst rüber, un die von unsere Seite ooch. Jeder fährt zu un mitten uf de Brücke sitzen wir feste. Een Konstabler kommt dazwischen un macht Oeffnung. Die sieben von drüben, als de Majorität, kommen

erst rüber, dann wir. Nu seh' ick denn nach de Uhr. Hol's der Deibel, et is fünf Uhr. Ick bin wüthend, der Kutscher schimpft: Vor fünf Möpse de janze Friedrichsstraße un schon eene Stunde unterwegs!

Nee, et is doch eene verfluchte Zucht heute. Alles schwarz voll Menschen. Lärm, Jeschrei, Jelächter. Zwee Besoffene keilen sich da umher un wollen keene Vernunft nich annehmen, bis endlich een Paar Konstabler de Friedensengel mit de Palmzweige spielen un de Leute jefälligst bis uf de nächste Wache ihnen die Ehre ihrer Bejleitung zu jeben bitten. Endlich verloofen sich de Leute un blos en Dutzend bis Zwanzig bleiben stehen und gucken sich de Stelle an. Ick mag schonst jar nich mehr nach de Uhr sehn. Wat soll aus meene Kejel-Partie werden? um sieben im Birkenwäldchen — Kutscher, rufe ick in eene Anwandlung von Liberalität, fahren Se man een Bisken sehr schnell, ick jebe Ihnen zwee Jroschen Drinkjeld.

Na, des zog wie 'ne span'sche Flieje. Et jing sehr schnell und coulant bis an de Leipziger Straße, da kommt es bim, bim, bim! de Feuerwehr, woll so an de fünfundzwanzig Wagen in jehörigen Zwischenräumen de Leipziger Straße lang. Wieder müssen wir anhalten; ick sehe nach der Uhr, et is jleich dreiviertel uf sechs. Bim, bim, bim! jeht et hinter uns, un eene vierspännige Spritze jagt an uns vorbei, daß de Feuermänner man immer so links un rechts herunter zu purzeln drohen. Nu mußte woll unser Jaul sehr nervös sind, denn kurz, er jeht plötzlich durch, was man von eenen Droschkenjaul nich erwarten sollte, un so looft er an eenen Jaslaternenpfahl.

Klack! da is de Deichsel jebrochen, aber der Jaul steht, halb Berlin macht uns zum Jegenstand seiner Oogenweide. Inzwischen holt der Kutscher eenen Strick vor, prüjelt erst des Pferd jehörig damit durch un bindet dann die Deichsel nothdürftig damit zusammen. Ick steige wieder rin un wir fahren

in Rücksicht uf den defekten Wagen sehr jemäßigten Schritt bis vor Schweppken seine Thür.

Als ick da nu aussteige, sagt der Kutscher: „Hören Se mal, meen Juter, de Deichsel is in ihren Dienst jebrochen, wie wär' et mit eenem kleenen Drinkjeld? Na, sag' ick, ick will mir nich lumpen lassen, hier haben Se fünf Silbermorjen extra. Ick danke schön, sagt er, aber wie is et denn nu mit de zwee Jroschen Zulage, die Se mer unterwegs versprochen?

Ick jebe ihm ooch diese selbijen un so trennen wir uns. Hat mir also de Fahrt mit de Jeschichte von den Dienstmann zusammen dreizehn Silbermorjen un sechs Pfenn'je jekostet. Ick bin aber doch da, als et eben een Viertel sieben is. Nu jeh ick de Treppen ruf un klingle bei Schweppken. Aber et is Niemand da. Endlich kommt des Dienstmädchen.

Is Herr Schweppke zu Hause?

Er hat jesagt, Sie würden woll unterwegs een Hinderniß jefunden haben, wat Ihnen nich losließe un is jejangen un will Ihnen suchen.

Na, ick dank' Ihnen vor den jütigen Bescheid, et is doch Etwas.



Eine schlagende Geschichte.

Die Glocke zu Sankt Peter schlägt vier Uhr, da schlägt Herr Peter Schlagmaier seine Augen auf. Sein Herz schlägt wie ein Hammer, und er würde fürchten, es träfe ihn ein Schlag, wenn ihm die helle Morgensonne nicht ein schlagender Beweis wäre, daß nur ein finsterer Traum über ihm sein Lager aufgeschlagen habe.

Er schlägt sich deshalb die Geschichte aus dem Kopfe, nimmt ein niederschlagendes Pulver ein, stopft sich eine Pfeife, schlägt Feuer, schlägt sich um die noch fiebrisch schlagenden Schläfen ein nasses Tuch, und fühlt bald, daß dies für die Abgeschlagenheit seiner ganzen Glieder eine große Wohlthat sei. — Welch schlagender Beweis für die Hydropathie!

Ein leichtes Klopfen schlägt an die Thür und auf Herrn Schlagmaier's kräftiges „Herein!" tritt ein charmantes Mägdelein mit dem rosigsten Gesichtlein von der Welt in das Zimmer. Die Kleine schlägt indeß vor dem Herrn die Augen nieder, und schlägt seine Bitte, Platz zu nehmen, dankend ab. Hierauf schlägt sie ihre Schürze auseinander und überreicht Herrn Schlagmaier ein zierlich zusammengeschlagenes Brieflein, was er sogleich, während alle seine Pulse schlugen, auseinanderschlug.

Der Inhalt lautete:

Mein Theurer!

Welch neuer Schlag des Schicksals — mein Bruder will sich mit Dir schlagen — der Vater schlägt die dringendsten Vorstellungen in den Wind — die Mutter aber meint, ich soll mir jede Verbindung mit Dir aus dem Kopfe schlagen und nur die Wege einschlagen, die sie mir als Eltern vorgeschlagen hätten.

Ich bin furchtbar niedergeschlagen; schlage ich die mir gebotene Versorgung zurück, so ist das ein furchtbarer Wetterschlag in das Glück meiner Familie — schlage ich aber ein, so sind Deine und meine schönen Hoffnungen zerschlagen, und bald schlägt vielleicht die Trauerkunde an Dein Ohr, daß mein Herz nicht mehr schlägt.

Schlage Deine Augen mit mir auf zu den Sternen, daß jene Anschläge zu nichte werden; uns kann nur Verschlagenheit retten. Antworte bald

Deiner Amalia.

„Da schlag' Einer ein Rad!" brummte Schlagmaier und schlug sich vor die Stirn. „Sagen Sie dem Fräulein, daß ich, so wahr ich der Aufschläger Schlagmaier bin, selbst den Schlägen einer Welt trotzen wollte."

Als sich Herr Schlagmaier allein befand, sann er auf einen Anschlag, wie der schmerzlichen Angelegenheit der Ausschlag zu geben sei! Gewohnt, sich in der herrlichen Natur auch die düstersten Sorgen aus dem Sinne zu schlagen, schlug er den nächsten Fußweg ein, der ihn nach dem nahegelegenen Walde führte.

Welch herrlicher Frühlingsmorgen! Von dem blauen Azur des Himmels, der sich über den üppigen Baumschlag des Waldes ausspannte, schlug der Lerchensang an das Ohr des niedergeschlagenen Wanderers. Mit raschem Wellenschlage durchschnitt

der blinkende Fluß die grüne Wiese, über welche die stattlichen Eichen und Fichten lange Schlagschatten warfen. Die Bäume waren schon alle frisch ausgeschlagen und das Grün eines jungen Birkenschlages ergötzte das Auge. Dort schlugen rüstige Bauernbursche Holz und schlugen hie und da ein lautes Gelächter auf. „Der Jubel schlägt nicht in mein Fach“, murmelte Schlagmaier und eilte in das Innere des Waldes. Mit sich selbst zerschlagen, irrte er immer tiefer und tiefer und vergaß im eifrigen Rathschlagen mit sich selbst bald Alles um sich her. — Den Vater seiner Geliebten breit schlagen, die Mutter nicht vor den Kopf zu schlagen, dem reichen Liebhaber aber ein Schnippchen zu schlagen, das war der Plan zur Schlacht, die geschlagen werden mußte.

Ein schlagendes Bild des Schmerzes warf sich Schlagmaier unter einer Eiche nieder und versank in tiefes Sinnen. Er merkte es nicht, daß bereits ferne Donnerschläge die Ankunft eines Wetters verkündeten. Mit raschem Flügelschlage eilten die Vögel in das Dickicht, bange Stille herrschte rings umher, bis endlich ein Blitzstrahl einschlug und der ihm folgende gewaltige Donnerschlag den in die Fesseln seiner Träume geschlagenen Aufschläger erweckten. Er sprang auf und wollte fort, als plötzlich ein an sein Ohr schlagendes wirres Geschrei ihn, wie von einem electrischen Schlag berührt, festbannte. Ein Schuß fiel und krachend schlug die Kugel dicht neben ihm in einen Fichtenstamm.

Wie Blitz und Schlag erfolgte nun eine Scene, worin der Aufschläger sogleich handelnd auftreten sollte. Aus dem Dickicht stürzte ein Jäger, dem ein zerlumpter Mann auf dem Fuße folgte. Zornschäumend schlug der Letztere auf den Flüchtigen das Gewehr an, und wohl würde dessen letztes Stündlein geschlagen haben, wenn nicht Schlagmaier schlagfertig und resolut sich auf den gefährlichen Feind gestürzt, ihm den Fuß unterschlagen und mit einem Schlag zu Boden geschlagen hätte.

Uebermannt wurde der Wüthende von beiden Männern in Fesseln geschlagen, und nun erst gewann der Aufschläger Zeit, seine Augen zu dem Manne aufzuschlagen, zu dessen Rettung er den Ausschlag gegeben hatte.

Es giebt schlagende Effekte im Menschenleben, wo der Autor kein Schlagwort mehr findet, um den Uebergang von den Wetterschlägen des Schicksals zu der sonnenverklärten Himmelsbläue des Glückes zu schildern.

An dem hochschlagenden Herzen seines Retters ruhte der bleiche Jäger — der Vater Amalia's. —

„Euch, edler Mann", rief er schmerzbewegt, „konnte ich die Hand der Tochter abschlagen, — Euch, der Ihr Euer Leben in die Schanze schlugt, Den zu retten, der Euch so tiefe Wunden geschlagen hat. — Könnt Ihr vergeben, Schlagmaier, wollt Ihr nicht die Belohnung ausschlagen, die ich Euch biete? — Schlagt nicht die Augen nieder, sondern schlagt sie auf und seht jenes schlagende Bild der Feigheit dort oben." —

Schlagmaier blickte auf, und siehe in den Zweigen einer Eiche saß mit übergeschlagenen Beinen, den roth ausgeschlagenen Mantel um die zitternden Glieder geschlagen, der Banquier Schlagberger, als habe ihn ein Schlagfluß getroffen.

„Das ist der Mann", fuhr der Gerettete fort, „dem ich verblendet die Hand meines Kindes anvertrauen wollte, ohne die schlagende Stimme meines Gewissens zu hören, ihm, der nur auf wucherische Weise Geld herauszuschlagen und todtzuschlagen, aber feig es sich entschlug, den Vater seiner Geliebten aus den Händen eines Wilddiebes herauszuschlagen. O bleiben Sie nur sitzen, Herr Schlagberger, unsere Verbindung ist für alle Zeiten zerschlagen; schlagen Sie Ihr Geld todt wo Sie wollen und wie Sie mögen, mir verschlägt es nichts, aber meine Amalia schlagen Sie sich aus dem Kopfe, sie wird die Gattin dieses Mannes, für den ja so nur ihr Herz schlägt.

Kommen Sie, Retter meines Lebens, nun mein Sohn, lassen Sie uns den nächsten Weg nach Hause einschlagen."

Mit diesen Worten schlug der glückliche Vater den Arm um die Schulter seines Retters, übergab den zu Boden geschlagenen ohnmächtig in seinen Fesseln wüthenden Wilddieb seinen indeß herbeigestürzten Jägern, und eilte Arm in Arm mit Schlagmaier seiner unfern gelegenen Wohnung zu.

Und was ist der Schluß meiner schlagenden Geschichte? Er ist der, daß bald die hehre Stunde schlug, wo Schlagmaier und sein treues Mädchen nach den vielen Schlägen des Schicksals vereint waren, und das heiterste Lebensloos ihnen folgte im Kreise blühender Kinder, Enkel und Urenkel.

Der Autor dieser Zeilen hat sich und die Helden seiner Geschichte bis hieher durchgeschlagen, vermeinend, daß er gezeigt habe, daß treue Liebe viele Schläge aushalten kann, und zwar aus dem Grunde, weil Liebe ohne Schläge gar nicht als schönstes Gestirn an unserem Lebenshimmel zu leuchten vermöchte, wie Fritz Halm ja artig sagt:

Du fragst mich, was die Liebe sei?
O sprich es aus und sag':
„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein — Schlag."

Wie man Geschäfte macht.

Es war Stralauer Fischzugs-Tag. Der Dienstmann Schwippke saß mit seinem Freund Schwuppke in dem kühlen Grunde eines jener mehr und mehr verschwindenden Lokale, die man Bumskeller nennt und Beide unterhielten sich von dem Vergnügen, welches sie am Nachmittage in Stralau haben würden.

„Is also abjemacht", sagte Schwippke, „um zwee Uhr jeht et fort. Ick werde meene Uneform un meene Decorationen ablegen und incognito erscheinen; aber, wat mir infällt, — wie wär't denn, wenn wir des Nützliche mit des Anjenehme verknüpperten un jleichzeitig Jeschäfte machten?"

„Als woso?"

„Na siehste, Schwuppke, wie wär't, wenn wir zusammenlegten, een kleenes Faß Schnaps kooften un draußen damit handelten? So'n kleenet Fässeken können wir schonst dragen un da draußen machen wir een jut Jeschäft."

Gesagt, gethan!

Es war zwei Uhr Nachmittags; als die beiden Freunde sich in der glühendsten Sonnenhitze auf den Weg machten, mit einem Fäßchen Branntwein beladen. Alles ging gut, nur das Tragen des Fäßchens war lästig wegen der großen Hitze. Diese aber erzeugte Durst und der Durst will gelöscht sein. Vom Unterbaum an hatten die Freunde ihre Last schon getragen; jetzt waren sie eben am Oberbaum angekommen, d. h. sie hatten ganz Berlin durchkreuzt.

„Schwippke, mir durschtert. Setz' mal hin, ick muß mal eenen Kleenen nippen", sagte Schwippke und holte das Glas aus der Tasche, in welchem sie in Stralau ihre Waare verkaufen wollten.

„Nee, Schwuppke, des jeht nich, Du verdrinkst den Profit."

„Weeßte wat, Schwippke, ick werde Dir des Jlas abkoofen, hier is der Sechser, nu schenk' in."

„So is et Recht", sagt Schwippke, steckt den Sechser ein und gießt seinem Collegen ein Glas ein, das dieser mit Wohlbehagen ausschlürft.

„Na, ick muß man ooch Eenen pfeifen", sagt nun Schwippke.

„Ja, aber nu mußt Du mir det Jlas voll abkoofen."

Schwuppke empfängt also von seinem Freund den Sechser und dieser trinkt ein Glas.

„Doppelt reißt nich", sagt Schwuppke, „schenk' mir mal noch eenen in!"

Schwuppke giebt dem Freund den Sechser und trinkt. Schwippke's Appetit wird rege; er giebt den eben empfangenen Sechser an Schwuppke und erhält dafür einen Schnaps.

„Aller guten Dinge sind drei", ruft Schwuppke, läßt sich einschenken und bezahlt seinen Sechser gewissenhaft an Schwippke; dieser will dem Freunde nicht nachstehen, trinkt ein drittes Glas und giebt den Sechser dafür an Schwuppke.

Jetzt brechen sie auf; aber die Hitze ist unerträglich, der Durst groß. Sie setzen nieder. Schwuppke schenkt sich ein Glas ein, bezahlt aber pünktlich seinen Sechser an Schwippke; dafür trinkt Schwippke und bezahlt an Schwuppke; so geht es noch eine Weile fort; der Eine bezahlt immer mit dem Sechser, den er vom Andern eben empfangen hat, bis endlich wieder weiter gegangen wird. Wieder wird Pause gemacht, wieder getrunken, aber auch pünktlich in der früheren Weise bezahlt.

Endlich ist man dem ersehnten Ziele nahe.

„Is doch komisch", sagt endlich Schwuppke, „wat so'n Schnaps vor Stärke jiebt! Im Anfang war mir det Faß so schwer zu dragen un nu is et mir janz leichte. Aber weeßte, ick möchte noch mal drinken."

„Weiter nischt? des können wir jenießen; wir bezahlen ja reelliter, was wir verkunsemiren." Und wieder wird Halt jemacht. Schwippke, der zuletzt den Sechser empfangen hatte, schenkt sich ein und bezahlt sofort an Schwuppke, dieser aber trinkt gleichfalls und giebt den Sechser an Schwippke, und so zechen sie wieder eine gute Zeit fort. Da erscheint ein guter Freund, der Droschkenkutscher Schwappke.

„Aberscht Kinder, wo wollt Ihr denn mit des Faß hin?"

„Nach Stralau, is Schnaps drin, wir wollen handeln."

„Hört mal, Jungens, schenkt mir mal Eenen in", sagt Schwappke.

„Det jinge woll, aber et jeht nich; der Schnaps wird blos verkooft; wir bezahlen unsere eigene Verkunsumtzjohn."

„Ick habe aber keenen Sechser nich bei mich", entgegnet Schwappke, „wollt Ihr mir also lebendigen Leibes vor Durscht umkommen lassen" •

„Umkommen lassen? Nee, Bruder, komm her. Umsonst können wir Dir den Schnaps nich jeben, aber ick werde Dir den nöthigen Sechser borgen!"

Schwappke borgt sich also den Sechser; Schwippke schenkt ihm ein und empfängt das Geld. Als Schwappke getrunken hat, schenkt sich Schwippke ein, ruft „Prost Bruder", trinkt aus, bezahlt aber pünktlich an Schwuppke. Dieser aber kann nicht trockenen Mundes dabei sitzen, trinkt gleichfalls und bezahlt an Schwippke. Nun möchte aber Schwappke noch einmal trinken; es bleibt nun nichts Anderes übrig und er borgt sich von Schwippke noch einen Sechser. Er erhält ein Glas Schnaps und bezahlt das Geld an Schwuppke. Vorübergehende haben

gesehen, daß hier Schnaps geschenkt wird. Ein Hausknecht tritt heran und fordert ein Glas.

„Siehste“, ruft Schwuppke vergnügt, „des Jeschäft jeht los, eh' wir noch in Stralau sind. Hurrah, unser Weizen blüht!“

Schwippke ist indessen bemüht, dem Hausknecht ein Glas zu füllen, aber vergeblich; einige Tropfen sind Alles, was das Fäßchen noch enthält.

„Hurrjes, des Faß is leer!“ ruft Schwippke.

„Na, des is man jut“, ruft Schwippke vergnügt, „da haben wir nu Zeit, uns zu amüsiren.“

„Habt Ihr denn ooch jute Jeschäfte jemacht?“ fragt Schwappke.

„Na, ick denke doch“, sagt Schwuppke, „wir haben jedes Jlas pünktlich bezahlt. Jieb mal de Kasse her, Schwippke.“

„Die Kasse? Ick habe man blos diesen eenen Sechser injenommen. Wie viel hast Du denn?“

„Ick? Na jar nischt! Du hast ja zuletzt den Sechser jekriegt.“

Es entspinnt sich ein langer Streit um die Kasse; da sich die drei Freunde durchaus nicht erklären können, wie es möglich ist, daß die ganze Einnahme nur einen Sechser beträgt, da sie doch pünktlich jedes getrunkene Glas bezahlt haben.

Endlich kommt ein Commis vorbei, der zum Schiedsrichter erwählt wird. Diesem wird der ganze Hergang erzählt, die Sache klärt sich ihnen auf; Jeder hat immer mit dem eben empfangenen Sechser den Andern bezahlt.

Als Schwuppke schließlich die Sache klar gemacht worden lallt er halb ärgerlich, halb trunken: „Des is een nettes Jeschäft.“

Die Auktion.

(Vortrag im jüdischen Dialekt.)

Lämmle Neustädter in Meseritz hat öfters bei 'nem Affezier — als man es haißt einen Leitnant — Geschäftchens gemacht un dabei graußen Gewinn gehabt, auch durch hohe Prozentches un Schümmeleien viel verdient.

Dadrüber hat sich der Affezier geärgert, aber noch mehr sein Bursche, en gemainer Soldat, der bei ihm Dienst gehabt hat. — Nü, hat's ihm doch nischt angegangen? — Is er doch nischt beschümmelt geworden! — Hat er gesagt: ich werde den verfluchten Jüd aach e mal beschümmeln, Wurscht wider Wurscht! — Un hat raffinirt, wie er's wohl kann anfangen; is ihm aber doch nich gleich was eingefallen un der Lämmle Neustädter war ein schlauer Schacherjüd, der sich nischt leicht beschümmeln läßt, un sich immer heimliche Sümmches machte.

Eenmol hat der Affezier seinem Burschen eine alte abgetragene Uniform geschenkt, daß er sich soll 'ne neie Jacke draus machen lassen. Hat sich aber der Bursche de alte Uniform aufgehoben und dabei gedacht: mit der werd' ich mal den Lämmle Neustädter foppen, daß er dran denken soll.

Dauert's nischt lange, is bei's Regiment 'ne Auktion ausgeschrieben geworden von alten Klaidern, die aus dem russischen

un französischen Krieg waren übrig geblieben un mit verkauft werden sollten. Hat man es aach bei de hochlöbliche Jüdenschaft angezeigt un in der Stadt bekannt gemacht. Haben alle Jüden, die mit Klaider gehandelt, sich zusammengethan un ausgemacht, auf de Auktion zu gehen un zu kaufen die alten Klaider.

Sagt der Bursche zu seinem Affezier un fragt: ob er's wohl erlauben will, de alte Uniform, die er ihm geschenkt hat, aach uf de Auktion zu geben un ausstellen zu lassen; er wolle noch zwei goldene Streifches drauf nähen, daß mer denkt, sie habe dem Hauptmann gehört.

Sagt der Affezier: Jau, Du darfst es thün, wenn Du dermit de Jüden beschümmeln kannst.

Geht der Bursche zu de Kommission, wo de Auktion gehalten wird, un wird's ihm aach erlaubt.

Drauf näht sich der Bursche uf den Kragen noch zwei gold'ne Streifches drüff un näht zugleich in den Kragen, Aufschlag un de Brust hinein vierzig grauße kupferne Draier un Pfennige, dermit daß man meinen süll, es wäre eitel Gold, Lujedore, Doppel-Lujedore un Dukatens hineingenäht, wie's ja oft im Kriege zu geschehen pflegt.

Drüff geht er zu 'nem Kamerad, en alten Kriegsmensch, un soagt: Du gehst aach mit üf de Auktion, un wenn de Uniform kümmt zu gehen, werd' ich Dich stoßen, bietst Du an fünf Tholer, sagst, es wäre de alte Uniform von Deinen alten Hauptmann, wo in Rußland geblieben, un laßt nischt nach bis üf über 50 Tholer, — worüm? worüm! — un wenn Du mir das thust, kriegste von mir fünf Tholer vor gar nischt.

Sagt der alte Soldat zu sein Kamerad: Jo, jo, um fünf Tholer thu ich's!

Werd de Uniform an de Kommission abgeben un zu de andern Klaider gelegt.

Kümmt der Tag, wo Auktion is. Sind zugegen de Kommission, viele Affeziere un Unteraffeziere, viel Jüden; un aach der alte Kriegsmann un sein Kamerad kümmen an zu gehen.

Werd angefangen zu auktioniren, befassen alle Jüden de Uneformen, Hosen, Kamaschen, aach de alte Patrontaschen un Sabelkoppen.

Kümmt uf eenmol 'ne Affeziers-Uneform mit drei Strich, schofel un alt, doch mit goldige Borden.

Stoßt der alte Soldat sein Kameraden mit de Hand in de Seite hinein. schreit dann: Gott, Gerechter! das is de Uneform vun mein selgen Herrn Hauptmann, wo in Rußland geblieben is; die laß ich nischt weg!

Sehen's all' de Juden, un Faibel Wolf schlagt gleich en holben Tholer an.

Der alte Soldat. Ich biet' fünf Tholer.

Lämmle Neustädter. Wie haißt fünf Tholer? Is doch nur e abgeschabtes Röckche. Loßt mer's sehen!

Der alte Soldat. Worüm brauchen Se's zu sehen? Ich laß eenmol nischt de Uneform weg, worüm? weil se vun meinen verstorbenen Hauptmann is.

Lämmle Neustädter. Nü, will ich do sehen!

Derbei langt's Lämmle rüber un reißt dem Soldaten de Uneform aus de Hand, breitet se aus un betrachtet se. Die andern Jüden betrachten's aach. Greift Lämmle Neustädter üf eenmol in den Kragen, Brust un Aufschlag, un fühlt, daß eppes Geld hineingenäht is. Denkt er, daß es Gold is, packt Alles geschwind zusammen, steckt de Uneform untern Arm ganz fest, un bietet noch 'nen Groschen.

Ausrufer. Fünf Tholer un en Groschen.

D. a. S. Sechs Tholer.

L. N. Nü, fer was bieten Se so viel? — Lassen Se's doch sein, 's is ja doch kein Werth nischt dabei. — Noch 'nen Groschen.

Ausrufer. Sechs Tholer un en Groschen!

D. a. S. Sieben Tholer!

L. N. Jo, ich geb' noch 'nen Groschen. Worüm? Ich kümm sonst hahm un habe nischt gebracht.

D. a. S. Acht Tholer.

L. N. Jo, ich laß, Gott straf mich, de Uneform weg! — Künnte ich se nischt gebrauchen vor meinen Sohn, der zur Landwehr geht, gebe ich nischt mehr. — Biet' ich noch 'nen Groschen!

A. Acht Tholer un en Groschen!

D. a. S. Nain Tholer.

L. N. Dermit Ihr seht, daß ich aach was bieten kann, sag' ich zehn Tholer."

D. a. S. Zwölf Tholer.

L. N. Will ich Eich kriegen, daß Ihr stille sein wert. Worüm? Ich lasse de Uneform nich weg, ich brauch se vor mein Sohn zu de Landwehr. Sag' ich fufzehn Tholer!

D. a. S. Dreißig Tholer!

Simon Wolf, Heinrich Rosenzweig, Itzig Rosengarten, Saul Mowinkel, Faibel Wolf. Nü, mer wollen's aach sehen!

Isaac Knoblich, Salomo Groschenmacher. Wir aach!

L. N. Nü, was seht Ihr dran? Is es doch en altes, schofles Klaid.

Alle Jüden. Jo, mer wollen's sehen!

Langt Heinrich Rosenzweig un Saul Mowinkel zu un wollen de Uneform nehmen! Lämmle Neustädter läßt se aber nischt aus de Hände. Isaac Knoblich un Simon Wolf ziehen aach dran; Lämmle Neustädter reißt's wieder zurück.

Alle Jüden. Nü, was heißt, daß mer üf de Auktion nischt sehen darf? Mer wollens aach sehen! Mer sagen's sonst den Herrn Affezier!

L. N. Nü, was seht Ihr? Ihr seht 'ne alte Uneform. Ich brauch' se doch nothwendig vor mein Sohn, da kennt Ihr se sehen!

Derbei breitet Lämmle de Uneform auseinander, hält aber Kragen un Brust mit beide Hände fest.

Saul Mowinkel un Salomo Groschenmacher sind zunächst dran, greifen un spüren aach, daß Geld eingenäht is un sagen dem Lämmle Neustädter in's Ohr: Machen wir Gemeinschaft! — Das Lämmle sagt: Nein, ich brauch's allein!

D. a. S. Vierzig Tholer.

L. N. Kennt Ihr vierzig geben, kann ich mehr thün un gebe fünfundvierzig!

D. a. S. Un noch en halben Tholer zu!

L. N. Achtundvierzig!

D. a. S. Nainundvierzig!

L. N. Daß es grade Rechnung macht, sag' ich fufzig Tholer C'rant.

D. a. S. Un en halben!

L. N. Ein un fufzig!

D. a. S. Zwei un fufzig!

L. N. Jo, Ihr sollt's nü grade nischt haben. Ich geb' noch en Groschen, dann is alle!

Jetzt stößt der Affezier-Bursche den alten Soldat in die Seite.

D. a. S. Nü, jetzt hör' ich üf!

Ausrufer. Zwei un fufzig Tholer un en Groschen! Zwei un fufzig Tholer un en Groschen zum Erschten! Zum Zweiten! — Zwei un fufzig Thaler un en Groschen zum Dritten! — Niemand mehr? Zum Dritten!

L. N. Jo, jo, 's gehört main. Do is das Geld! —

Zählt nü das Lämmle Neustädter die Sümme üf, zwei un fufzig Tholer un en Groschen, packt de Uneform zesammen un laaft weg, so geschwind, als er laafen kann.

Saul Mowinkel un Salcmo Groschenmacher laafen nach, halten's Lämmle fest beim Arm un sagen: Wir haben gemeinschaftlich gekaaft!

Sagt's Lämmle: Geht mer vom Leib! Ich will keine Gemeinschaft mit Eich haben un weiß nischt dervon. Laßt mich gehen, ich schrei sonst um Hülfe!

Laaft jetzt schnell das Lämmle Neustädter nach Hause, voll großer Fraid, daß er so großen Profit gemacht hat mit eingenähte Lujedore un Dukaten.

Wie er heim kümmt, ruft er gleich seine Frau un sagt: Frauche! Frauche! Frei Dich! Spring' un tanze! Ich hab' en Rebbach gemacht, der alle hündert Joahre nur eenmol vorkümmt!

Sagt die Frau: Gott soll bewahren! wo is er?

Sagt's Lämmle, indem er de Uneform auspackt: Das is der Rebbach!

Sagt de Frau: Wie heißt, is se doch alt un schofel. Was kost't es?

Sagt's Lämmle: 's kost't viel, rath emol, Frauche!

Sagt de Frau: Nü, was kann's kosten?— Zwei Tholer?

Sagt's Lämmle: Zwei un fufzig Tholer un en Groschen.

Sagt de Frau: Moses un Propheten! Bist Du verrückt, bist Du dämlich!

Sagt's Lämmle: Jo, ich war dämlich gewesen, wenn ich's nischt gekauft hätte. Da greif emol her, Frauche, da greif un da aach! Lauter Lujedore, Doppel-Lujedore un Dukatens seint eingenäht, worüm? es is vom hohen Affezier, von en Hauptmann, der in Rußland kapores gegangen is worden. Hat er seine Summen eingenäht gehabt.

Greift de Frau zu, spürt nach, spürt de Lujedore un fängt an zu tanzen un zu springen, fällt ihrem Lämmle um den Hals un sagt: Gott! mer seind glücklich! — Lämmle, schneid's üf, schneid's üf, daß mer de Lujedore un Dukaten kriegen. Lämmle, liebstes Lämmle, gelt, Du schenkst mer aach Zaig züm naien Klaid un Hut! — Soag's, Lämmle, soag's!

Sagt's Lämmle: Ja, Du süllst's kriegen, weil wir den Rebbach gemacht.

Nimmt's Lämmle sein Messer un fangt an üfzuschneiden un üfzutrennen. Fallen üf eenmol lauter Dreier un Pfennige 'raus.

Schreit's Lämmle: Au waih! Un seine Frau noch viel ärger: Waih geschrien! Waih geschrien!

Wird's Lämmle wie ein Stein so weiß un schreit: Au waih! se haben mich betrogen! Au waih, ich bin e geschlogner Mann.

Frau. E Schaute biste! E Hünd biste! Gott, Gerechter! Unser schönes Geld — Du Schafsjüd! Gleich tragstes wieder hin.

Lämmle Neustädter. De schockschwere Nauth üf se Alle! Das Uffplatzen süll'n se kriegen, üffplatzen süll'n se wie 'ne gesottene Blutwurst! Gleich trag ich's wieder hin.

Eilig rafft's Lämmle de Uneform zusammen, rennt wieder üf de Auktion, werft's übern Tisch un schreit: Jo, ich will main Geld wieder hoben! Ich bin beschümmelt. Ich hob Lujedors gekaaft un's war nur Kupfer eingenäht. Geben Se

mer 's Geld wieder 'raus. Ich will main Geld hoben, Se müssen mer's geben'

Hat man zum Lämmle gesagt: daß man keine Lujedors verkaaft hat un aach kein Kupfer, sondern blos de alte Uneform, un es nutzt nischt, er müß se behalten. Hat man ihm das Geld nischt wieder gegeben.

Hat das Lämmle arg gelamentirt und geschimpft, hat man's 'rausgeschmissen noch obenein.

Hat er zu Saul Mowinkel un zu Salomo Groschenmacher gesagt: Ihr habt Gemeinschaft mit mir gemacht; jetzt müßt Ihr mir den Schaden mittragen helfen.

Haben die aber gesagt: Jo, Du hast kein Gemeinschaft nischt haben gewollt, geben wir Dir aach nischt.

Hat's Lämmle den Schaden allein tragen müssen.

Der Affeziersbursche hat's Geld gekriegt un seinen alten Kameraden fünf Tholer abgegeben, un Alles hat sich gefreit, daß das Lämmle Neustädter is beschümmelt geworden. Jo, jo, er hat sich selber beschümmelt.

Wie der Friseur Kulike auf den Ball zum Kriegsrath kam.

In der Kneipe „zum Riesenkümmel“ saßen an einem schönen Abende bei der gemüthlichen Weißen die guten Stammgäste und unterhielten sich über Politik und Kartoffel, als gegen 11 Uhr Abends der Friseur Kulike eintrat und stolz Wein forderte.

War ein Verlangen nach Wein in diesen heiligen Bierräumen schon an und für sich etwas Seltenes, so mußte diese Bestellung um so mehr wundern, als sie von Kulike kam, der gewöhnlich bescheiden bei einer kleinen Weißen und einem Kümmel saß.

„I was zum Deibel, frug Pannemann, haste vielleicht des jroße Loos jewonnen?“

„Dieses weniger! antwortete der Gefragte, aber ick komme directemang von dem Ball bei Kriegsrathens un da bin ick für heut' aristokratisch.“

„Du vom Balle?“

„Ja woll! als wie icke! Wenn der Mensch Courage hat, kommt er überall hin! Also werd' ick Euch die Sache erzählen, rückt mal wat zusammen!

Seht, des jing janz einfach. Ick jing heute Abend aus in schwarzen Frack un weiße Weste zu meine Tante ihren sechszigsten Jeburtsdag, weil sie mir einstmals was hinterlassen wird, insofern sie jede Woche nach die Sparkassa jeht, un wie ick nu bei Kriegsraths vorbeijehe, stehn 'ne janze Menge Oekipagen an de Dühre un aus eenen Wagen steigt 'ne wunderscheene Dame mit 'ne Frisur à la Dollhaus, wat des Neueste is, aber so scheene, daß es mich janz kurios ward, un ick 'ran jehe; mir ihr zu besehen, un sie 'rin jeht in de Dühre, un ick nich faul, jeh' hinterdrein! Plötzlich, eh' ick mir's versehe, befinde ick mir in en jroßen Salong mit unjeheiere Menschenmenge, wo nichts zu sehen war als Orden un Kreuze auf der Brust un im Rücken, Jenrale, Franzosen, Türken un allen Deibel. Eh' ick mir noch von meinen Schrecken erholt, kommt schonst een Bedienter 'ran mit 'ne janze Menge feine Sachen, un ick nich faul, jreife zu, stürze een Paar Jlas Champagner 'runter un da werd' ick nu kreizfidel un frech, un loof 'rum, jrade als ob ick da zu Hause wär'.

Plötzlich kommt so'n Jraf oder Herzog zu mir 'ran un sagt: »Bonsoir Monsieur le comte, haben wir uns nicht in Homburg jetroffen?"

„J", sag' ick ohne börlinschen Accent, „das kann möglich sein, in Homburg bin ich zwei Jahre gewesen.

„Sie spielten stark!" sagt der Herzog.

„So, so!" sage ick, „hier un da 'ne Parthie! Aber wie jeht's Sie denn, seit wir uns nich jesehen?"

„La, la!" sagt er, „ich bin verheirathet an eine jeune veuve; wollen Sie mir erlauben, daß ich Sie meiner Frau vorstelle?"

„Gewiß", sage ick, »avec beaucoup de Vergnügen!«

Also nimmt er mir beim Arm, indem er mir vor einem Andern hielt, un jeht mit mich zu seine Frau un sagt: »Ma

chère, ich stelle Ihnen meinen Freund vor, den Grafen von Knobbelheimer!“

„Ach, Herr Graf“, sagte die Frau zu mich, „sehr viel Ehre!!“

„Bitte“, sage ick, „janz meinerseits! Sie haben sehr scheenes Haar. Wo lassen Sie sich frisiren? Wenn Sie mal was jebrauchen, schicken Sie zu mir, wenn ick bitten darf.“

„Ach, charmanter Witz, Herr Jraf“, sagt de Frau un verschwindet zum Tanz.

J, denk ick, wenn se mir mit Jewalt zum Jrafen machen wollen, meinetwejen. Dann will ick aber ooch zujreifen, wie'n Jraf.

Also jehe ick an's Büffet un fülle mir Windbeutel mit Austern, Bordo, Schampancher, Schweizerkäse un so weiter un drinke mir 'nen Jeherigen, so daß ick immer fideler werd' un so kommt denn wieder meen unbekannter Herzog mit den Kriegsrath uf mir zu un stellt mir vor.

„Sehr viel Ehre, Herr Graf“, sagt der Kriegsrath und nimmt mir unter'm Arm, „Sie sind wohl hier in politischer Mission?“

„Schweigen Sie“, sage ick erschreckt, „sprechen wir hier nicht von Politik; alles Andere, nur das nicht.“

„Ach was“, sagt er, „dummes Zeug! Wir sind hier ganz unbemerkt, Herr Graf, was halten Sie von Amerika?“

„Nu“, sage ick, „ick habe viele Leute jekannt, die da steinreich jeworden sind.“

„Feine Antwort!“ lächelt der Kriegsrath. „Auf Ehre, Herr Graf, Sie sind ein vollendeter Diplomat.“

„Ach“, sage ick, „man muß wohl; wollen wir nich an's Büffet jehn?“

Also jehn wir an's Büffet un da sagt meen Kriegsrath: „Herr Graf, ich bitte Sie, lassen Sie die Maske fallen unter

uns; sprechen Sie sich offen aus! Wie denken Sie über Amerika und England?"

„Nun", sage ick, „England is eene jroße Nation, die viele Erfindungen macht, worunter ooch das Macassar-Oel."

Mein Kriegsrath schneid't een Jesicht un fragt weiter: „Aber, was halten Sie von Cuba?"

„Nu", sage ick, „was soll ick davon halten? Für Schnupfer janz anjenehm!"

Meen Kriegsrath macht noch een Jesicht un fragt: „Wie denken Sie, Herr Graf, über den Zustand der Dinge in Paris?"

„Ja", sage ick, „des will ick Ihnen offen jestehn, in den Frisuren sind sie einzig!"

„Nein, das ist nicht zum Aushalten!" ruft der Kriegs-Rath. Wollen Sie mir, Herr Graf, endlich reinen Wein ein-schenken?"

„Bitte", sage ick, „im Jegentheil, thun Sie des"; un halte ihm meen Jlas hin.

„Sie sind ein feiner Diplomat", sagt der Kriegsrath, in-dem er mich von Neien Schampancher injießt, „un ich freue mich, Sie kennen zu lernen; doch Eins wollen Sie gestehen, halten Sie Rußland für ehrlich und aufrichtig?"

„Des muß ick sagen", sage ick, „die Russen, die ick je-kannt habe, waren janz ordentliche Leute!"

„Nein!" ruft der Kriegsrath, „ich sehe, mit Ihnen, Herr Graf, ist nichts anzufangen, ich empfehle mich Ihnen!"

Also läßt er mir allein un ick, nich faul, jreife zu an's Büffet, daß es eene Art hat! Eene Flasche Schampancher nach die andere, un wie ick nu jeherig in Tritt bin, denke ick: J, wodarum sollte ick nich danzen so jut wie andere Leute? Also man frisch druff los! Ick rücke mir die Vatermörder in die Höhe un jehe uf de erste beste Dame los, die mich den Rücken kehrte un sage:

„Mein Fräulein, könnte ich die Ehre haben zum nächsten Walzer?“

Wie sie sich 'rum dreht, da stößt sie 'nen Schrei aus un ruft: „Pfui! welche Frechheit! Kulike, mein Friseur!“

Es war 'ne Jeheimrathsdochter, die ick alle Tage frisire. Nu entsteht alljemeener Scandal. Ein Friseur? rufen die Jrafen. Quelle perreur! rufen die Herzoginnen. Mein unbekannter Herzog kommt auf mir zu un sagt: „Sie werden mir Satisfaction geben! Ihre Waffe?“

„Brenneisen“, sage ick, „wenn Sie wollen, bleiben Sie mich drei Schritte vom Leibe, Sie oller Schafskopp, warum haben Sie mir vor'n Jrafen jehalten? Ick bin een Friseur, un zwar vor Herren un Damen, un wenn Sie mal wat jebrauchen, hier is meene Adresse!“

Damit jreife ick in die Tasche, hole een Packet Adreßkarten un schmeiße se unter de Jesellschaft. Nu entsteht 'n alljemeenes Jelächter, nur der Kriegsrath lachte aber ooch jar nich, sondern kam uff mir los un sagte: „Verlassen Sie augenblicklich den Salon.“

„Bitte“, sage ick, „Herr Kriegsrath, indem ick mir drücke, ärgern Sie sich man ja nich! Ick habe mir sehr jut bei Ihnen jeamusirt, un wenn Sie mich mal des Verjnigen machen wollen, Ihre Revanche bei mich zu nehmen, ick bin jeden Abend im „Riesenkümmel“ zu treffen, wo ick Ihnen ooch jerne über Politik zu Diensten stehe, denn wir stehen mit alle Länder in diplomatische Beziehung. Mit Spanjen mache ick in Bittern, mit Frankreich in Parfümerie un Konjack, mit England in Porter, mit Rußland in Wotka und mit Amerika in Freiheit. Mit Cuba vermische ick Cardinal prima Sorte un Braunschweig liefert mir zu Weihnachten ausgezeichneten Pfefferkuchen.

Anjenehme Ruh' allerseits!“

Leiden eines Zeitungs-Redacteurs.

Viele Leute halten es für eine gar bequeme und angenehme Sache, ein Zeitungs-Redacteur zu sein. Wie Wenige dagegen haben einen Begriff von den Dornen, welche dieser Beruf darbietet.

Schreiben wir Leitartikel über Tagesfragen, so greifen wir dem Urtheil der Leser vor und sollten dafür lieber Thatsachen berichten.

Liefern wir Ausschnitte aus andern Blättern, also die gewünschten Thatsachen, so sind wir zu faul, um Leitartikel zu schreiben.

Schreiben wir für die Regierung, so sind wir „feile und erkaufte Subjekte.“

Schreiben wir gegen die Regierung, so sind wir Abtrünnige, rothe Demokraten und unserem Verleger werden sämmtliche Druckaufträge und Insertionen von Seiten der Behörden entzogen, während von Seiten der Liberalen diese Aufopferung nicht einmal anerkannt wird.

Schreiben wir unpartheiisch, so sind wir zu feig, um es mit der einen oder der anderen Parthei zu verderben.

Bringen wir ausführliche Kritiken über Theater, Concerte ꝛc., die nach unserer besten Ueberzeugung geschrieben sind, so sind sie dem Einen zu langweilig, während Andere behaupten, daß jedes Lob und jeder Tadel partheiisch sei.

Bringen wir gar keine Kritik, so sind wir Verächter der Kunst.

Berichten wir, daß Trichinen im Schweinefleisch sind, so verderben wir den Fleischern, die das kleine Opfer für mikroskopische Untersuchung nicht bringen wollen, das Geschäft und die Beeinträchtigten bestellen wuthschäumend das Abonnement auf die Zeitung ab.

Sagen wir, daß keine Trichinen im Schweinefleisch sind, haben wir die Gelehrten auf dem Hals und man hält uns für dummes Volk, das die Wissenschaft verachtet und neuen Entdeckungen das Ohr verschließt.

Sagen wir, daß gar Nichts im Schweinefleisch ist und ignoriren wir die Trichinen gänzlich, so raisonirt das ganze Publikum, weil es über die wichtigsten Tagesfragen keine Nachricht und Belehrung erhält.

Holt Hans oder Peter einen kleinen Jungen aus einer Pfütze und er findet dieses wichtige Ereigniß am nächsten Tage nicht ausführlich registrirt, so kommt uns der Lebensretter sofort auf den Hals. Nennen wir den Namen des geretteten dummen Jungen, so lamentirt der ängstliche Vater, daß solche Familiengeschichten an die große Glocke geschlagen werden.

Ist bei diesem wichtigen Ereigniß aber gar die Straße oder der Name des Flußarmes verwechselt und der Wasserstand um 3 Zoll zu viel oder zu wenig angegeben, hat man Lebensretter, lebensgeretteten Vater und die neidische Nachbarschaft des von der Behörde belohnten Lebensretters zusammen gleich nach dem Morgenkaffee auf dem Pelze. Am größten ist das

Malheur aber, wenn der Vorname des Lebensretters nicht Heinrich, sondern Hanne und der Nachname nicht Schulze, sondern der mit dem tz ist.

Sind wir gerade mit den dringendsten Arbeiten beschäftigt, so kommt irgend Jemand, der eine Anzeige wegen eines entlaufenen Pinschers zu bestellen hat, läßt sich gemüthlich nieder, bittet um Feuer für seine Freimaurer-Cigarre und erzählt uns seine ganze Familiengeschichte vom Urgroßvater an mit allen Seitenverzweigungen nebst den Familien-Geheimnissen des verlorengegangenen Pinschers, bezahlt endlich seine 18 Pfennige für das noch einmal in's Reine zu schreibende Inserat und verläßt das Lokal, nachdem seine Stiefel im Verein mit seinem triefenden Regenschirm die ganze Stube überschwemmt und die eigentlich nur für hohe Berge berechnete Stinkatores das Comtoir für einige Tage unbewohnbar gemacht.

Bringen wir die telegraphischen Berichte ausführlich, so heißt es: „Na, die Prahlerei, das soll was heißen, — die Hälfte ist ja doch erlogen und wird morgen widerrufen."

Bringen wir sie im Auszuge, so versteht es sich von selbst, daß wir das, was uns mißliebig ist, absichtlich unterdrücken.

Hat ein armer Junge das rechte Bein gebrochen und wir berichten unglücklicher Weise daß es das linke gewesen, so haben wir die schönsten Grobheiten wegen „Lügen und Entstellen" zu erwarten.

Bringen wir die Nachricht gar nicht, so wird der Vater noch gröber, denn er fühlt sich bei mitleidsvollen Seelen, die er um Unterstützung hat angehen wollen, durch die Presse vernachlässigt.

Bringen wir den Unfall ausführlich, so predigen uns unsere Leser Capitel über Raumverschwendung, Beeinträchtigung politischer Nachrichten, Bagatellen, Breittreterei und andere angenehme Stichwörter.

Steigen Arbeitslöhne und Papierpreise, so darf die Zeitung weder theurer noch kleiner werden. Fallen sie aber, so muß sie größer und billiger werden.

Wir könnten den Artikel noch viel weiter spinnen, bringen aber nur das uns gerade Naheliegendste noch hinzu.

Beabsichtigen wir über die Parlamentsverhandlungen oder sonstige wichtige Angelegenheiten ausführlich zu berichten und stellen mehr Setzerkräfte an, um diese Verhandlungen in kleinerer Schrift zu bringen, klagen die älteren Leser über Augenpulver.

Machen wir's uns bequem und weniger kostspielig, füllen die Spalten unserer Zeitung mit der gewöhnlichen, großen Schrift, schreit Alles über Vernachlässigung der so wichtigen Parlamentsverhandlungen.

Bringen wir die Reden Waldeck's ausführlich und die Wantrup's abgekürzt, sind wir partheiisch und suchen den Gegner todt zu schweigen.

Treten bewegte Zeiten ein, wo der Telegraph stündlich Neuigkeiten bringt, macht man an unsere Lokalzeitung für 15 Sgr. dieselben Ansprüche, als an große für 2 Thlr.

Bleibt zu diesen unverhältnißmäßigen Unkosten auch noch der Kriegszeiten wegen die Einnahme für Inserate weg, haben wir allein den Schaden. Sind nach Beendigung des Krieges die Inserate wieder gestiegen und wir hoffen dadurch den Verlust des vorigen Jahres auszugleichen, klagen die Abonnenten über Inserat-Ueberschüttung. Ist unser Blatt vom inserirenden Publikum sehr gesucht und wir bringen viel Beilagen, müssen wir am Ende des Quartales den überschrittenen Stempelraum brav nachberappen.

Bringen wir keine Recension über die Leistung eines musikalischen Vereins, heißt es: „wie kann man solch' hervorragende künstlerische Leistungen vollig ignoriren?

Bringt man eingehende Referate, mit Lob des Guten, aber auch mit Tadel der Schwächen, rufen die dem Verein Näherstehenden: „Aber lieber Himmel, es sind ja auch nur Leistungen von Dilettanten und wir leben ja nicht in Leipzig oder Berlin!“

Ist der Redacteur Mitglied des einen Vereins oder gar im Vorstande desselben und er kritisirt die Leistungen seines Vereins vortheilhaft, zischelt's in allen Ecken: „na, natürlich, wir wissen ja weshalb!“ Lobt er in derselben Stellung den anderen Verein, höhnt man: „Aha, er will sich den Anschein des Unpartheiischen geben!“

Kritisirt er beide Vereine lobend, werfen die Kunstverständigen die Nummer verächtlich bei Seite: „nein, diese Kritisirerei hat doch gar keinen Werth, ewige Lobhubelei!“

Wird an beiden Vereinen dieses und jenes getadelt, ruft Alles zusammen: „Die Zeitung hat auch immer etwas, der Herr Redacteur mag's doch selbst besser machen, ihm macht's ja doch Niemand recht!“

Mit der Theater-Kritik geht's ihm nicht besser. Er darf weder Freund des Directors sein, noch darf er Umgang mit Schauspielern pflegen, um sein Urtheil nicht trüben und beeinflussen zu lassen.

Genießt der Redacteur ein Freibillet und er wagt viel zu tadeln, ist es dem einen Director nicht recht. Tadelt er nicht, ist es einem andern Director nicht recht, denn dieser befürchtet, daß die vielen Lobeserhebungen seiner Künstler deren Selbstbewußtsein allzusehr heben und in Folge dessen auch ihre Ansprüche steigern möchten.

Dem Publikum gegenüber dieselben Rücksichten zu nehmen, den Künstlern selbst gegenüber womöglich ebenfalls, sonst Morgenvisiten und im ungünstigen Falle Keile, bei vortheilhafter Be-

leuchtung aber Brüderschaft und Anpumpen, — beides sehr verlockende Perspectiven!

Bei Veröffentlichung von Schwurgerichtsverhandlungen muß natürlich die größte Rücksichtslosigkeit walten, das heißt es darf ausführlich berichtet werden, wenn eine arme Frau, die Niemand kennt, im harten Winter unbefugt Holz gelesen und dafür mit 14 Tagen Gefängniß bestraft worden. Indessen muß, kommt einmal ein anständiger Todtschlag oder ein erfreulicher Raubmord vor, der dem nach Pitawall-Lectüre heißhungrigen Publikum so eine rechte Freude bereiten würde, da muß der Name des Verbrechers, der Zeugen, die näheren Umstände, Motive und womöglich das Urtheil selbst verschwiegen werden, denn die „zärtlichen Verwandten“ des anständigen Rinaldini dringen wehklagend und keulenschwingend in das Redactions-Lokal und lamentiren ihrem Schlachtopfer so die Ohren voll, daß der einzige Weg, sie los zu werden, der ist, ihnen zu willfahrten.

Hat irgend ein Individuum einen Groll gegen Jemand, und wünscht diesem Gegenstande seines Hasses „eins auszuwischen“, so stellt er an uns die kuriose Zumuthung, das Gift seines racheschnaubenden aber dennoch feigen Gemüthes in unsere Zeitung aufzunehmen, natürlich anonym mit Versicherung der Verschweigung seines Namens. Als ob wir den Beruf hätten, der Schild seines feigen, zanksüchtigen Charakters zu sein und uns dann am anderen Morgen mit seinem lieben Freunde herumzubalgen.

Wird sein Inserat, wie sich's gebührt, zurückgewiesen, so fehlt's an Schmähungen natürlich ebenfalls nicht.

Will ein Einzelner oder eine Clique eine Collecte zu irgend einem wohlthätigen Zwecke veranstalten, so wird keine Zeitung, auch die der angefeindeten Parthei angehörige, zu diesem Zwecke verschmäht, ellenlange Litaneien über das Vorhaben der frommen Leute in ihre Spalten gratis aufzunehmen. Ist ein schönes Stück Geld durch die Presse zusammengekommen, er-

halten die Unternehmer Auszeichnungen und „Schön Dank“, der Redaction, die Vermittlerin zu dieser Sammlung, die ihren verstempelten Raum und ihre Setzerkräfte auch nicht umsonst hat, wird (fällt die Sammlung auch noch so brillant aus) nicht einmal die Anfrage gegönnt, ob sie ihre eigenen Auslagen vergütet wünscht. In dieser Beziehung wird wohl keinem Geschäft eine ähnliche kuriose Zumuthung gemacht.

Kommt nun einmal die Gelegenheit, wo die Presse für jene Gefälligkeit entschädigt werden könnte, sei es durch Zuwendung einer Druckarbeit oder bezahlte Inserate — da kennen die Herren die partheifeindliche Zeitung nicht und vermeiden es ängstlich, auch nur eine Anzeige über ein zu verkaufendes Pferd oder irgend eine zarte Familien-Angelegenheit in jene Zeitung einzurücken; auch den Herrn Redacteur kennt man am dritten Orte nicht, wenn man ihm persönlich dort begegnet.

Wir sind darüber nicht sonderlich böse, noch befremdet es uns, denn die Macht der Gewohnheit ist groß; wir registriren den Casus nur der Vollständigkeit wegen.

Am schlimmsten ergeht es der Redaction mit Angelegenheiten localer Natur. Das Publikum liest sie am liebsten, für die Presse aber sind sie die kitzlichsten. Setzt aber die Presse irgend eine Angelegenheit einmal durch und hilft alte Uebelstände beseitigen, da denkt kein Mensch an den Redacteur und man ruft entzückt aus: „Ja, wir haben doch in dem Stadt-Rath Dingsda einen vortrefflichen Mann, ’s ist ein Mordskerl, er denkt an Alles, und was er will, setzt er durch.“

Wird irgend ein nationales Fest gefeiert, decoriren Hunderte ihre Häuser, Tausende lassen es in der Regel bleiben, aus Gleichgültigkeit, oder Bequemlichkeit, oder weil sie sich an öffentlichen Demonstrationen nicht gern betheiligen.

Die Redaction decorirt auch. „Aha, die wollen Druck-Arbeiten für die Regierung und Behörden haben“, heißt es da und dort, und wer am Haus vorübergeht, lacht höhnisch.

Die Redaction decorirt nicht, bleibt neutral, weil sie öffentliche Demonstrationen auch nicht liebt noch hervorsucht.

„Pfui Teufel“, schreit Alles, „kein Patriotismus, keine Vaterlandsliebe, nicht einmal eine schwarz-weiße Fahne bei solch' wichtigem Ereigniß, das ganz Deutschland mit Freude erfüllt.

Oder endlich: ein Leitartikel begrüßt irgend eine wohlthätige Maßregel der Regierung mit Freuden, giebt der erfreulichen Annäherung der Partheien, welche vereint zum Wohle des Vaterlandes wirkend sich die Hände reichen — einen unverhohlenen Ausdruck der Freude —

„seht Ihr, — sie schwankt!“ rufen die ewigen Oppositionsmacher, denen Nichts recht zu machen,

„aha, sie kommt doch, sie muß wohl!“ ruft selbstgefällig ein einseitiger Philister aus dem andern Lager.

Mit einem Wort, es giebt der Dornen manche im Leben eines Zeitungs-Redacteurs, und wer's nicht glaubt, leiste ihm einmal auf acht Tage Gesellschaft oder probire es einmal selbst auf noch länger.

Dabei fällt uns noch, wie Lincoln zu sagen pflegte, eine „Geschichte“ ein.

Ein Vater geht mit seinem Jungen auf der Straße. Da fragt ihn derselbe, indem er auf einen Mann zeigt, der auf der gegenüberliegenden Seite der Straße ging: „Papa, was ist der Mann dort drüben?“ — „Sei stille“, antwortete der Vater, „Du kannst nicht wissen, wie es Dir noch einmal im Leben gehen mag; „das ist ein Zeitungsschreiber.“

Das Rechnen.

Humoristische Vorlesung von E. Kossack.

Meine Herren!

Unsere Zeit ist eine durch und durch materielle und egoistische. „Jeder für sich“ ist das Losungswort unserer Zeit. Heutzutage ist alles Geschäft. Gesellschaft, Freundschaft, Liebe, Heirath, Ehre, Titel: Alles Geschäft. Man fragt, was kostet es, was bringt es, was ist es werth, was hat man davon, was kommt für mich dabei heraus. Jeder zählt, jeder calculirt, Jeder rechnet und berechnet; die ganze Aufgabe des Lebens ist nur eine große Rechnen-Aufgabe.

Alles will ich erwerben, alles will ich besitzen. Verdienen ist ein Hauptwort und avoir mehr Zeitwort als être. Hätte der selige Shakespeare heute gelebt, er hätte nicht gesagt: „Sein oder Nichtsein“ sonder haben oder nicht haben, das ist jetzt die Frage. Schiller, das ist ein großer Mann gewesen! Wie schön, wenn er sagt: „Seid umschlungen Millionen!“ Und wer's nie gekonnt, der stehle, und so weiter. Wie wenige sich auch dieser Umschlingung thatsächlich erfreuen, das ganze

Leben ist doch ein Wettlauf nach diesem Ziele, ein Rechnen mit unbekannten Größen. Dase ist der große Repräsentant unseres Jahrhunderts, Dase, der nur Zahlen kennt, der nur Zahlen sieht, der nur auf Zahlen hinarbeitet. Das Denken gilt jetzt weniger als das Rechnen, die Gehirn-Kammer weniger als die — Ober-Rechnungs-Kammer. Alles rechnet, vom Kleinsten bis zum Größten. Der Arme rechnet auf die vierte Classe, der Kaufmann auf die Conjunktur, der Schauspieler auf den Souffleur. Der Seconde-Lieutenant rechnet auf den Krieg, der gehaltlose Assessor auf die Sterblichkeit der Menschen und die Menschlichkeit mancher Sterblichen. Ein Cabinet rechnet auf die Kammern, die Kammern auf die Hintertreppen; ein Magistrat rechnet auf gutes Pumpwerk, dessen Röhren durch die ganze Stadt sich ziehen, und die Jesuiten auf die Ein — fachheit der Menschen. Der Kranke rechnet auf Apfelwein und Revalenta, und Hunderte von klugen Menschen rechnen auf die Dummheit von Millionen. Gerson rechnet auf die Frauen, die Frauen auf die Männer und Liebhaber, und die Männer und Liebhaber auf's Geschäft. Ein junger Dandy rechnet auf Venus, Delicatessen-Handlungen rechnen auf Näscher und Näscher auf Delicatessen-Handlungen. Freilich macht das Rechnen Vielen einen Strich durch die Rechnung. Sie rechnen bei einem Diner, was es ihnen kostet, und das Rechnen verdirbt ihnen den Appetit und mäßigt ihren Durst. Sie wollen Austern und Champagner, sie rechnen und — entsagen; denn was dem Einen Recht ist, ist dem Andern — zu theuer. Sie zählen die Häupter ihrer Lieben, sie rechnen was die Würmer alle kosten und sagen sich: bis hierher und nicht weiter! Eine verwaiste Nichte rechnet auf ihren reichen Onkel, er soll ihr Schirm sein, aber, o Jammer, er ist ein Knicker.

Schon in den Elementar-Schulen spielt das Rechnen eine Haupt-Rolle. Die kleine Species: „Mensch" lernt vor

Allem die vier Species und die drei Genera. Die Regulative haben die vier Species durchaus nicht reducirt, selbst vom Multipliciren erhalten die kleinen Jungen die für's Leben nöthige Kenntniß. Aber auffallend bleibt es immer, daß Stahl und Leo und Hengstenberg nicht gegen die Genus-Regeln zu Felde ziehen. Denn wohin soll es am Ende führen, daß schon achtjährige Knaben die Geschlechter unterscheiden lernen? Was braucht die Jugend zu wissen, daß Preußen ein Neutrum ist? Und werden sie nicht früh genug aus der Berliner Straßen-Grammatik erfahren, was generis communis heißt?

Die schwierigste der vier Species ist unstreitig das Dividiren. Darum hat schon unser alter Director gesagt: divide et impera, d. h. wer gut dividirt, der bekommt eine Prämie. In Polen war das wiederholte Dividiren nichts anderes, als Regula de tri. In Italien hat man auch ein Exempel von Dividiren gegeben, aber — es ist immer noch nicht richtig.

In der Türkei sollte einst auch dividirt werden. Rußland ging hinein als Divisor, aber der Quotient fehlte gänzlich, denn, es kam nichts dabei heraus und die Divisions-Generäle mußten, statt zu dividiren, subtrahiren, d. h. abziehen. An den Börsen aller Länder ist die Diffirenzial-Rechnung zu Hause. Bei jungen Salon-Damen spielt die Gesellschafts-Rechnung eine Haupt-Rolle. Die Frauen beschäftigen sich mit der Zins-Rechnung. Sie berechnen, wie hoch sich die Zinsen eines gewissen Capitals in einer gewissen Zeit belaufen und kennen das Facit ganz genau.

Der politische Dase der neuesten Zeit, der beste Rechner der Gegenwart, ist unbedingt — Louis Napoleon. Er hat gut gerechnet in Ham, er hat gut gerechnet in Boulogne; er hat gut gerechnet in den Kammern; er hat gut gerechnet, als er seine Offiziere in ein intimeres Verhältniß mit der Wittwe Cliquot brachte; er hat gut gerechnet am 2. December, als er seine Freunde zählte und auf seine Freunde; er hat gut

gerechnet, als er sich neben Napoleon den Ersten stellte und sagte: Eins und eins ist — drei; er ist groß in der Combinations-Rechnung, sein Glück machte in der Krimm Progressionen und wir haben gesehen, daß er in Neapel, den Bourbons gegenüber, es verstanden hat, die Wurzel auszuziehen.

Das Rechnen, meine Herren, ist heutzutage, im Privatleben, wie im Staatsleben, eine Haupt-Eigenschaft, ja eine Lebensfrage. Die hohe Finanz-Wissenschaft der modernen Staaten besteht in den zwei richtigen Sätzen: Drei von zwei kann ich nicht, folglich muß ich borgen, und: Wenn Alles aufgeht, bleibt kein Rest. Die größten Staatsmänner rechnen auf Papier, das bekanntlich von Lumpen fabrizirt wird, obgleich ihre ganze Rechnung doch nur auf Kopf-Rechnen beruht. Denn Gold ist nur in der Morgenstunde zu finden, das die verschiedene Sorten im Munde hat, und das Silber ist ausgewandert in das Land der Zöpfe, und ich glaube, daß bei uns der Zopf — ich wollte sagen die Wissenschaft, eher umkehrt, als — der Segen des Mansfelder Bergbaues. Es ist noch ein wahres Glück, daß der deutsche Michel Alles für baare Münze nimmt. Diesem General-Defect (was die alten Griechen mit General-Pleite*) bezeichneten) abzuhelfen, fehlen leider die — Mittel. Auch ich bin ohne Mittel — — gegen diese Gold-Schwindsucht. Ich verstehe nicht viel von höherer Finanz-Wissenschaft, von Rothschild, Pereira, Hassenpflug, Carpentier u. s. w., aber ich rechne, ich trage der Zeit Rechnung, ich mache nie die Rechnung ohne — N. N.**), ich rechne auf Ihre Nachsicht — vielleicht auf Ihren Beifall. Ich will wünschen, daß ich mich nicht verrechnet habe.

---

*) Zu Griechisch ἡ πλείτη, die Ueberschwemmung, der Bankerott (Vergl. Schneider's Wörterbuch pag. 482).

**) Name des Wirthes, in dessen Local der Vortrag gehalten wird.

Unsinnige Ballade.

Einlage aus der Posse: „Freudvoll und Leidvoll“,
von Weihrauch.

Schweigend in der Abend=Dämm'rung Schleier
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.
An schönen Sommertagen,
Wann lau die Lüfte weh'n,
Sieht man sie rennen und jagen,
Um das Rhinoceros zu seh'n,
Das streng und ernst, nach alter Sitte,
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Am Wanderstabe schritt daher,
Als ob die Gottheit nahe wär'!
Schon wechseln sie der Treue Zeichen,
Da flüstert sie leise, sie kann's nicht verschweigen:
Noch ist Polen nicht verloren,
Denn auch ich bin in Arcadien geboren,
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo durch dunkle Buchen=Gänge,
Zum Kampf der Wagen und Gesänge,

4*

Fliegt duftend das bekränzte Haar!
Deutsches Herz verzage nicht:
Die Welt-Geschichte ist das Welt-Gericht! —

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
Denn schlecht und recht ein Bauersmann,
Mit grobem Kittel angethan,
Liegt über'm ganzen Hause schwer.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor,
Zersprengte Schloß und Riegel;
Hoch hielt der Graf den Preis empor,
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und wo die Haare lieblich flattern,
Und hell vor Freude sprüh'n,
Da sieht man Schlangen, sieht man Nattern
Hochschwingen mit entfleischten Händen
Herauf, herab und quer und krumm,
Ihre Schüler an der Nase herum;
Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Die Rechte hält das Elfenbein,
Und gellende Hörner erschallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen:
Umwandelnd des Theaters Rund,
Die Wirbelwinde sausen,
Und stille wird's über dem Wasserschlund. —

Und über das Theater hin,
Zwei Wand'rer sieht man die Straße zieh'n,
Zu des Vaters Freudenblick,
In des keuschen Mädchens Arm zurück.
Und als sie traten in's Kämmerlein,
Da flüstert der edle Graf Garein:

Die Lerche war's, die Nachtigall,
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall! —
Es stand auf seines Daches Zinnen,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Reicht ihm lächelnd den Pokal. —
Und außen, horch! geht's trab, trab, trab;
Die Scene wird zum Tribunal,
Und der Todtengräber gräbt ein frisches Grab,
Er trägt ein kleines Hütchen, er trägt ein einfach Kleid.
Bis er die Schwester dem Gatten gefreit.
Die Zither ruht in seiner Linken,
Doch seinem Arm wird sie zu schwer,
Er sieht sie stürzen, trinken,
Und sinken tief in's Meer. —
Heftig faßt er sie mit zarten Armen,
Die jetzt für ihn bittet mit weichem Erbarmen,
Doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit,
Wo in düst'rer Einsamkeit
Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht!
Da ergreift's ihn die Seele mit Himmels-Gewalt,
Und sie sprach zu ihm und sie sang zu ihm:
Lebe wohl du schöner Wald,
Ade nun ihr Berge, du väterlich Haus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann geh'n die Lieder nach Haus,
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Bald wird die Trompete blasen,
Dann, Jäger, schwingt's Gefieder,
Denn Bettler werden Fürsten-Brüder
Und böse Menschen haben keine solchen Lieder!

Wie die Wilden Feuer machen.

Eine Erinnerung aus meiner Knabenzeit.

Von all' den fahrenden Leuten, die mit einem Kasten voll naturgeschichtlicher Merkwürdigkeiten, Muscheln, Schlangen und dergl. von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf wandern, war doch sicher der originellste der, welcher uns zeigte, wie die Wilden Feuer machen.

Der Mann kam in unsere Dorfschule schon früh am Morgen, sagte dem Herrn Unterlehrer, daß er vom Herrn Pfarrer die Erlaubniß erhalten habe, seine Sachen der lieben Schuljugend vorzuzeigen und bedeutete uns, daß wir uns heute Nachmittag Punct Ein Uhr in der Schule einfinden sollten mit einem Kreuzer oder Groschen Eintrittsgeld — je nachdem. Er versprach uns wundersame Dinge zu zeigen, als da sind: die Riesenscheeren des großen Seekrebses, das Crokodil, wie es aus dem Ei schlüpft und wie die Wilden Feuer machen.

Daß fortan bis zum Schluß der Schule im Rechnen, Lesen und Schreiben nicht mehr besonders viel geleistet wurde, werde ich kaum zu versichern glauben. Der Kopf steckte uns voll von Krebsscheeren, von jungen Crokodilen und vom Feuer der Wilden.

Gleich nach dem Mittagessen kamen wir vor das Schulhaus gestürmt und warteten sehnsüchtig bis der Mann mit dem Kasten auf dem Rücken heranwandelte.

Im Schulzimmer alsdann gab es, ehe noch die Schätze erschlossen waren, ein gewaltiges Drängen und Stoßen, ich aber bekam als Pfarrerssohn, und weil ich einen Groschen bezahlt hatte, den besten Platz.

Die Merkwürdigkeiten, die der Mann vorzeigte, übertrafen unsere kühnsten Erwartungen. Zwar genirte mich's bei den Krebsscheeren ein wenig, daß einer meiner Kameraden — der jetzt ein Erz-Rationalist ist — durch prüfendes Herumklopfen entdeckt zu haben glaubte, daß, wie er mir in's Ohr flüsterte, die ungeheuren Scheeren von Hafner Erde seien, und, was „das Crokodill, wie es aus dem Ei schlüpft", anbelangt, so will ich zwar heute noch nicht seine ächt-ägyptische Abkunft anzweifeln, aber es sah doch einer Eidechse, die den Schwanz in ein leeres Tauben-Ei streckt, in bedenklicher Weise ähnlich.

Am begierigsten waren wir natürlich darauf, wie die Wilden Feuer machen; denn das hatte practischen Werth. Nun konnten wir doch ohne weiteres im Wald und auf der Haide „zündeln", ohne vorher der zankenden Mutter Zündhölzchen aus der Küche wegstibitzen zu müssen. Ich war nicht wenig stolz darauf, daß ich meinen Kameraden schon zuvor hatte erklären können, die Wilden reiben, um Feuer zu machen, ein hartes Holz an einem weichen.

Und gerade so griff denn der Mann auch in der That zur Sache. Er holte zwei Holzstücke, ein hartes und ein mürbes, aus seinem Kasten hervor und rieb sie so kräftig und so lang aneinander, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann.

Feuer aber brachte er keines zu Stande.

Darob erbarmt's den Herrn Unterlehrer des alten armen Mannes, und theilnehmend fragte er: „Soll ich vielleicht Zündhölzchen holen?"

Der Mann antwortete schmunzelnd: „Ja, wenn Sie so gut sein wollen“ und, während der Herr Unterlehrer auf sein Zimmer eilte, spaltete er das merkwürdige Holz, das harte und weiche, in dünne Spähne, und brachte mittelst eines Zündhölzchens, das ihm der Unterlehrer dienstfertig hinhielt, wirklich ein lustiges Feuerchen zu Stande.

So machen die Wilden Feuer!

Diese Geschichte hat mich indeß Manches gelehrt, so sehr sie mich anfangs verdroß. Als ich später in eine andere Schule kam, nämlich auf die hohe Schule und philosophische Vorlesungen hörte und der Herr Professor trotz unsäglicher Mühe mit seinen voraussetzungslosen Coustructionen das nicht zu Stande brachte, was unsereiner mit seinem simplen Verstande bald heraus hat — da war ich nicht selten in Versuchung zu fragen: „Herr Professor, soll ich vielleicht Zündhölzchen holen?“

Die Laufbahn unseres Jahrhunderts auf der Eisenbahn.

Humoristische Vorlesung von M. G. Saphir.

Was eine Laufbahn ist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wissen Sie wohl alle. Wenn es dem Menschen auf seinem gewöhnlichen Wege nicht mehr ergeht wie er es wünscht, so sucht er eine Bahn zum Davonlaufen, und dies ist seine Laufbahn. Bevor das Kind noch gehen kann, bestimmt man schon seine Laufbahn; es ist dabei nichts bestimmt, als daß es auf seiner Laufbahn bestimmt nicht gehen wird. — Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Zuhörerinnen, schon jetzt bei der Bahn, die ich mir mit dieser Vorlesung in Ihre Geduld bahne, davon laufen wollten: so wäre das Ihre heutige Laufbahn; allein das wäre für Sie noch schlimmer, denn da müßte ich fortlaufend vorlesen: es ist daher besser, ein verehrtes Publikum wartet den Verlauf der Vorlesung ab, als daß die Vorlesung den Verlauf des Publikums abwartet. — Die größte Laufbahn, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ganz dasselbe, was die kleinste Kegelbahn ist; es kommt alles darauf an, wie die kleine und runde Glücks-Kugel rollt. Der Ungeschickteste macht oft auf seiner Laufbahn alle Neun, und der Aller-

geschickteste trifft nichts. — Bis jetzt hat jeder Mensch blos seine Laufbahn gehabt, jetzt wird jeder Mensch bald seine Eisenbahn haben müssen. Aber noch in keinem Jahrhundert war die Eisenbahn so nöthig wie jetzt, wo alle Menschen ihre Laufbahn verfehlen! — Man weiß wirklich nicht, ob der Wunsch des Jahrhunderts nach Eisenbahnen in der Sehnsucht des Menschen liegt, sich so schnell als möglich wieder zu sehen, oder in der Sehnsucht, sich so schnell als möglich wieder los zu werden. — Die Erfindung der Eisenbahnen, meine Herren und Damen, ist im Grunde nichts, als eine Verkleinerung der lieben Erde. Die Welt wird ganz klein werden, man wird viel schneller die Erde wirklich bereisen, als man Canabich's Erd-Beschreibung lesen wird. In den Schulen wird die Stunde „Geographie" nicht gelesen, sondern gereist werden; der Professor wird sich mit seinen Zöglingen auf die Eisenbahn setzen und alle Tage jenen Theil bereisen, der docirt werden soll. — Durch die Errichtung der Eisenbahnen, meine Herren und Damen, wird die ganze Roman-Schriftstellerei hoffentlich aufhören, denn aus was bestehen die Romane? Aus der Zwickmühle: Trennung und Wiedersehen. Durch die Eisenbahnen werden wir ganz um alle Abschieds-Thränen kommen, und die Romane werden ganz mager werden. Wenn Anton in Leipzig sich von seiner Amalie losriß und nach Hamburg ging, weinte er einen halben Band, anderthalb Bände schrieb Amalie an Anton, anderthalb Bände schrieb Anton an Amalie, einen halben Band Briefe dann auf der Rückreise von Anton zu Amalie und die vier Bände sind voll. Seitdem Leipzig und Hamburg durch eine Eisenbahn verbunden, werden Anton und Amalie solche Narren sein und werden sich vier Bände Briefe schreiben? — Anton und Amalie setzen sich im ersten Bande Seite 67 auf die Eisenbahn, und Seite 68 sind schon Anton und Amalie am Ende des vierten Bandes. Wenn zu Lafontaine's Zeiten die Eisenbahnen existirt hätten, er hätte bei den Reisen seiner

Helden 15 Millionen Postgeld rein erspart! Auf Liebe, Kunst und Poesie werden die Eisenbahnen ungeheuer einwirken. — Auch die armen Wander- und Liebeslieder werden aufhören müssen. Früher, wenn der Liebhaber in Berlin, und die Geliebte in Hamburg war, schrieb er: „Sehnsuchts-Lieder an die Entfernte". Doch jetzt, da die Eisenbahnen vollendet sind, würde die Geliebte antworten: „Um dieses Lied kräht kein Hahn, setz' dich auf die Eisenbahn!" — Unser jetziges Leben gleicht einer Eisenbahn, wir sind halb am Ziele. Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft schrumpfen auch auf unserer schnellen Lebensbahn zusammen. Kaum, daß man uns am Anfang der Lebens-Eisenbahn, an der Wiege zuruft: „Ich wünsche Ihnen glückliche Reise!" hören wir den Tod am Ende: „Freut mich Ihre glückliche Ankunft!" Der Mensch macht sich aber seine Lebens-Eisenbahn nicht deshalb kürzer und ebener, um leichter fortzukommen, ei bewahre! sondern um sich, wie einem Pferde, noch mehr Lasten aufladen zu können. Unser Jahrhundert entwickelt eine ganz eigene Kraft: die Pferdekraft. Alle unsere Kräfte gehen dahin, entweder die Pferdekraft zu ersparen oder zu erhöhen. Wie viel übermenschliche oder nicht menschliche Kräfte brauchen wir zu den Menschen; um sie zu ernähren, Dampfkraft; um sie fortzubringen, Pferdekraft; und um sie zu ertragen, Riesenkraft. Durch die Eisenbahnen kann jemand ein sehr gereister Mann sein, und man wird doch von ihm sagen: „Er ist nicht weit her!" Indem man die Welt kürzer macht, macht man das Leben länger; eine Reise um die Welt, welche man sonst in drei Jahren machte, wird man in drei Monaten machen; allein wir werden mehr Erfahrung und weniger Bildung haben. Ein reicher Mann wird seinen Sohn eine Reise durch Europa machen lassen, eine solche Reise dauerte sonst zwei Jahre, jetzt wird der Sohn nach vier Wochen von seiner Reise durch Europa zurückkommen, er wird sich auf dieser Reise mehr einbilden als ausbilden. Wenn man ihn fragen

wird: „Was haben Sie denn z. B. in Holland gesehen?“ so wird er sagen: „Entschuldigen Sie, Holland habe ich gerade verschlafen!“ Auf allen Wegen werden Eisenbahnen zu wohlthätiger Beförderung angelegt; man sollte einmal auf dem Prozeßweg eine Eisenbahn anlegen. Man weiß wie viel verschiedenartige Canäle man haben muß, um auf diesem Wege fortzukommen, um so mehr, da man, um auf dem Prozeßwege fortzukommen, eine wahre Pferdekraft haben muß. — Ein Prozeß ist ja wie eine Eisenbahn selbst, nichts als die Kunst seine Sachen fortzuschaffen. Mit einem Prozeß ist's wie mit einer Flasche Wein; die Anwälte, das sind die Propfenzieher, sie können oder wollen oft nur auf krummen oder gewundenen Wegen etwas herausbringen; der den Prozeß hat, ist der Pfropfen selbst, der dabei so lange angebohrt wird, bis er ruinirt ist, und die Summe des Prozeßes ist der Wein, der gar nicht getrunken wird, sondern bloß in Kosten aufgeht. Ein juristischer Prozeß und ein chemischer Prozeß sind ganz gleich. Ein chemischer Prozeß besteht in Destilliren und Sublimiren, Verdampfen, Niederschlagen, Schmelzen und Auflösen; ein juristischer Prozeß besteht ebenfalls in Destilliren und Sublimiren, Verdampfen, Niederschlagen Schmelzen, und Auflösen. Die beiderseitigen Beweisgründe werden destillirt und sublimirt, die Prozeßkosten verdampfen, die Geduld schmilzt, die Clienten werden niedergeschlagen, und bis der Prozeß zu Ende geht, sind beide Partheien ihrer irdischen Auflösung nahe. Die besten Advocaten sind die Hausherrn, die lassen ihre Partheien nicht gern ausziehen, obschon sie zu jeder Zinszeit zu allen Partheien herumgehen, und wahre Partheigänger sind. Die Hausherrn haben ihren eigenen Kalender. Sie zählen nicht von Erbauung der Stadt Rom, sondern von der Erbauung ihres Hauses; die längsten Tage haben sie, wenn ihnen ein Quartier leer bleibt; ihre vier Jahreszeiten sind: Neujahr, Ostern, Johanni und Michaeli. Sie haben auch alle Jahre

ihre andere Zinszahl. In ihrem Antlitze ist nur dann Vollmond, wenn ihnen das letzte Viertel richtig eingeht. Und von den Finsternissen haben sie nur eine, die sichtbare Finsterniß auf ihren Treppen. Die Einwohner sagen von dem Miethzins: „Das ist fabelhaft!" allein der Hausherr sagt: „Es ist keine Fabel, es ist Miethe!" und in dieser Hinsicht könnte man sagen: „Die Hausherrnkunst ist nichts als die angewandte Mietho-logie!" Blos auf dem Wege unserer Miethzinsen kann man keine Eisenbahnen anlegen, denn er geht immer immer in die Höhe. Früher waren Diligencen; das dauerte lange, man bekam Rippenstöße, aber man hatte Zeit sich ein Bischen umzusehen. Dann kamen die Eilwagen. Die Eilwagen waren uns bald zu langsam, und wir bekamen Eisenbahnen. Im nächsten Jahre, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, werde ich auch eine Eisenbahn durch meine Vorlesung anlegen. Einer Eisenbahn durch meine Vorlesung steht auch kein Hindeniß im Wege, denn es geht immer hübsch flach fort. Da werden sie gewiß gut fahren, denn sie werden schneller fortkommen.

Herr Bruder.

Seit vorgestern weiß ich Dir kaum, ob ich im Himmel bin oder wo sonst. Du hast mein Quartier in Leipzig gekannt. Keine Maus wagte sich die fünfte Treppe mehr hinauf. Und droben, lieber Gott, in den kohlenschwarzen vier Dachwänden die Schränke voller Würmer, die Stühle ohne Eingeweide, und die Fenster aus alten Collegienheften ganz gemacht! Im Winter weder Holz noch Licht, im Sommer eine Hitze zum Verzweifeln, und in keiner Jahreszeit viel mehr als schofle Gefangnenkost! Kurz und gut, Brüderchen, das Hunde- und Hungerleben ist seit vorgestern überstanden. Ich sitze hier auf dem weitläufigen Rittergute des Grafen *** wie ein kleiner Fürst in meinem herrlichen Lehnstuhle, esse, was die Küche nur vermag, trinke eben zum Frühstück ein Glas Malaga nach dem andern aus, und befinde mich mit einem Worte ganz excellent.

Alles meiner Verdienste wegen. Lache ja nicht. Mein Buch über die Erziehung hat mir dazu verholfen. Der Graf, der die andern Bücher, aus denen ich meins zusammenstoppelte, zum guten Glücke nicht gelesen hat, erkundigte sich nach dem ruhmwürdigen Verfasser bei dem Verleger. Der nun, der zeither immer vorspannen mußte, der lobt mich ganz rasend, und so erhalte ich denn mit der umgehenden Post eine Einladung,

künftig auf dem Gute des Grafen die Ober-Inspection über die Erziehung seiner beiden Söhne zu besorgen. Wegen der jährlichen Belohnung, schrieb er, wolle er keine Vorschläge thun, sondern die meinigen erwarten, nur möchte ich so bald als möglich kommen.

Du kannst wohl denken, Herr Bruder, daß ich mich nicht faul finden ließ, sondern mein Bündel auf der Stelle schnürte.

War das eine Freude, wie ich ankam! Mein Vater kann keine größere gehabt haben bei meiner Ankunft in die Welt. Der Graf führte mich in ein Paar schön austapezirte Zimmer und sagte: „Leider hat mein Haus zu wenig Gelaß, um Ihnen ein geräumigeres Quartier anbieten zu können. Was Ihnen indessen an innerer Bequemlichkeit noch abgeht, das verlangen Sie nur geradezu. Ueberhaupt sind meine Leute angewiesen, jeden Ihrer Wünsche nach Kräften zu befriedigen. Küche und Keller stehen zu allen Stunden bereit. Dem Manne, der ein so köstliches Buch über Erziehung schreiben konnte, der den Zweck des Menschen so klar darin auseinandersetzte, der so überzeugend darthat, daß Mäßigung in allen Dingen und Verhältnissen der erste und nothwendigste Schritt zur Erreichung dieses Zweckes sei, dem tugendhaften Manne muß so wenig äußerer Zwang angelegt werden, als nur immer möglich. Daher wird es Ihnen auch ganz allein überlassen, wann und wie viel Sie meinen Söhnen Stunden geben wollen. Ueberdies dürfen Sie nicht denken, daß ich Sie zum gewöhnlichen Erzieher herabwürdigen will. Nur leiten sollen Sie hauptsächlich den Unterricht und die nöthigen Lehrer selbst annehmen.“

Was sagst Du dazu, Herr Bruder? Mir kam's just vor, als ob ich plötzlich in's Schlaraffenland gerathen wäre. Das merkte ich freilich, daß die schöne Gräfin mein Weißzeug mehrmals in's Auge faßte und die Nase hinter ihr Schnupftuch versteckte, wenn sie mit mir sprach. Natürlich mußte ihr auch meine nebelgraue Wäsche auffallen, wenn sie den Schnee da-

mit verglich, in den sie gekleidet war. Zudem sind Nasen, wie die ihrige, an so hundsföttischen Rauchtabak sicher nicht gewöhnt, wie er in meinen Kleidern sich eingenistet hat. Am andern Morgen trat auch, wie ich noch im Bette lag, ein Bedienter ganz leise in mein Zimmer und legte einen Arm voll neuer Kleider und Wäsche in den Lehnstuhl, wogegen er meinen Anzug wegholte. Ich that, als schliefe ich, und ließ Alles geschehen. Fast aber hätte ich lachen müssen, wie der Mensch meine Taschen umkehrte, und den Kopf schüttelte, daß auch gar nichts darin war, als mein alter Feuerstahl und die Tabaksblase. Diese wurde denn auf der Stelle confiscirt, doch bald darauf eine neue hereingebracht. Die lockte mich auch sogleich aus dem herrlichen, feinen, elastischen Bette, und ich fand einen Knaster, Herr Bruder, den die Engel im Himmel an Festtagen nicht besser rauchen können.

Ich saß noch nicht lange, so kam der Graf, um den Kleidertausch zu entschuldigen. Nur so lange, meinte er, sollte ich mich seiner Kleider und Wäsche bedienen, bis ganz neue nach meinem Maaße da sein würden. Jetzt erst besah ich mich, und fand freilich manche überflüssige Falte in meinem Anzuge. Denn wenn der Graf auch ungefähr meine Größe hat, so bin ich doch bei weitem magerer. Doch bei der jetzigen Pflege denke ich die Lücken schon auszufüllen.

Mit Stunden werde ich die Kinder nicht überhäufen. Ich habe ihnen gestern den ganzen Tag nur eine einzige gegeben, und heute noch gar nicht daran gedacht, obgleich der Mittag schon nahe ist. Aufrichtig gesagt, bin ich es auch kaum im Stande. Ich müßte denn die ganze Art zu leben aufgeben wollen, die ich hier führe. Und da wäre ich doch ein rechter Thor.

Doch ich muß Dir nun einen kleinen Abriß davon machen. Die erste Stunde, in der ich meine Zöglinge gestern nur ein wenig geprüft hatte, war kaum vorbei, so rief uns der Be=

diente schon zur Tafel. Das nenne ich eine Tafel und Essen! Ich bin Dir fast aufgeplatzt. Und der Wein, Herr Bruder, der war ganz unvergleichlich. Dazu schenkte Alles ein, sobald ich das Glas aushatte, und ich fackelte damit gar nicht lange. Ehe ich mir's versah, war ich auch am Tische eingeschlafen.

Nun kommt aber eine schlimme Partie. Denn ich wurde ein paar Mal so heftig aus dem Schlafe aufgeschreckt, daß ich laut schreien mußte. Es mag nämlich — anders läßt sich's durchaus nicht erklären — eine Art giftiger Insekten, Moskitos etwa, in hiesiger Gegend geben, denn ich wurde ganz abscheulich in die Waden gestochen. Zuweilen sogar in die Schultern. Denke, Herr Bruder, durch Rock, Weste und zwei Hemden ganz entsetzlich in die Schultern. Das ist doch wohl eine Natur-Merkwürdigkeit, die in Zeitungen glänzen sollte! Erwähne die Sache immer irgendwo. Wenn Du Dich hübsch weitläufig fassest und eine recht korpulente Einleitung dazu thust, so muß das ein Paar Thälerchen einbringen. Ich setze voraus, daß Du eine Zeitung wählst, die wirklich Honorar bezahlt.

Nach Tische war an kein Stundengeben zu denken, weil Alles so ziemlich mit mir um und um ging.

Auf die Beschäftigung meiner Zöglinge werde ich aber doch ernstlich sinnen müssen. Denn das ist Teufels Vorlauf, vor dem man sich nicht verhegen kann. Hatten sie mich doch eben gestern Mittag, wie Graf und Gräfin aufgestanden und fortgegangen waren, am Stuhle festgebunden, auf dem ich schlief. Und vorhin ist mir's hier beim Niedersitzen im Lehnstuhle gewesen, als ob die Erde unter mir zusammenkrachte. Es lag nämlich unter jedem der vier Beine ein thönerner Pfeifenkopf, die, wie ich mich in's Kissen warf, alle vier auf einmal entzwei gingen.

Apropos, schicke mir doch für die Hagelsjungen ein Paar Lehrer her. Sie dürfen halbwege sein. Nur müssen sie nicht allzu viel verstehen, weil mit solchen Leuten kein Auskommen ist. Auch müssen sie immer bei den Jungens bleiben, weil man sonst keine Ruhe vor ihnen hat. Denke Dir, zum Beispiel gestern Abend, wie ich eben wieder recht munter geworden bin, und nur so pro forma mir die Gegend vom Thurme aus ansehen will, weil mir der Graf viel davon vorgeredet hat, begegnet mir da droben das Stubenmädchen, das auch dort gewesen war. Vermuthlich aber hatte sie an die Gegend weit weniger gedacht, als an den jungen Menschen, der auf der Treppe bei mir vorbei und herunterschoß. Lieber Herr Magister, redete mich das Mädchen an, Sie werden mich gewiß nicht unglücklich machen wollen. — Nichts weniger als das, mein Herzchen! sagte ich, und streichle dazu ihr erhitztes Gesicht. Aber wer war denn der junge Springinsfeld? Pachters Aeltester, der mich künftiges Jahr, geliebt's Gott, zur Frau nehmen wird. Aber verrathen Sie mich beileibe nicht! Ich sage keine Silbe. Also schon ein Bräutchen, mein Engel? — fing ich darauf an, und es war mir selber, als ob mir die Neigung zum Ehestande aus allen Gliedern hervorquölle. — Pfui doch, Herr Magister! sagte sie leise, als ich sie beim Kopfe nahm. Doch ich behauptete, ein Lohn für mein Stillschweigen haben zu müssen. Es schien auch wahrhaftig, als ob mir's glücken wollte. Aber auf einmal kichert etwas auf der Treppe, das Mädchen fährt zusammen, und in dem nämlichen Augenblicke bekomme ich von ihr ein Paar Schwinderlinge über's Gesicht, daß mir Hören und Sehen vergeht, und mit Schimpfen und Schmähen schlüpft sie die Treppe hinunter.

Darüber wollen denn die beiden Jungen vor Lachen bersten, die sich leise herbei geschlichen und eben durch ihr Kichern der Katastrophe diese Wendung gegeben hatten. Wenn die Zeterjungen nur auch schweigen. Ich habe sie himmelhoch gebeten, Niemanden etwas zu sagen.

Schaffe mir nur recht bald ein Paar Lehrer her. Wie gesagt, sie mögen sein, wie sie wollen, wenn nur die verwünschten Rangen unter Aufsicht kommen.

Vor dem dummen Spaße mit dem Stubenmädchen habe ich fast die halbe Nacht nicht schlafen können. Doch jetzt beim Frühstücke bekomme ich leichteres Blut, je schwerer der Malaga ist, den ich hinunterschlürfe. Vor Schläfrigkeit aber kann ich den Vormittag schon wieder an kein Stundengeben denken. Und über Tische, will's Gott, wird vermuthlich auch der Nachmittag zu Boden getrunken werden.

Alles das möchte sein, wenn nur die infamen Jungen erst Beschäftigung hätten, daß sie Einem nicht den ganzen Tag über'm Halse lägen. —

Element, war das wieder ein Fliegenstich! Ich war nämlich ein wenig eingeschlummert und sogleich hatte auch der Satan die verwünschten Moskitos bei der Hand. Es ist doch eine ganz eigne naturhistorische Merkwürdigkeit, daß sie nur kommen, wenn man schläft. Beim Wachen niemals. Das erwähne mit in der Zeitung.

Noch eins, ehe ich's vergesse, rathe mir doch, wieviel ich jährliches Gehalt nehmen soll. Ich dächte recht viel. Denn der Graf ist, wie Du merken mußt, ein sehr guter Mann, und wenn man die Guten nicht schnüren will, so mag man's bei den Andern nur gleich unterwegs lassen. So ein tausend Dukaten für's erste Jahr will ich etwa fordern, mit dem Vorbehalt auf Mehreres in der Zukunft. Auch im Fall ich abgehen wollte, eine Pension von ebenfalls tausend Dukaten. Ist das nach Deiner Meinung genug? Rede aber ganz aufrichtig. — —

Ich fahre noch aus der Haut über die verfluchten Moskitos! Eben war ich wieder ein Bischen eingenickt, und flugs stachen sie mich wie ganz natürliche Stecknadeln in die Waden. Und gleichwohl seh' ich das Zeug nicht herumfliegen. Aber

warte nur, ich ruhe nicht, bis ich Dir ein Exemplar gefangen und beigelegt habe. Das giebt denn ein schönes Monatskupfer für die Zeitung. Ich will mich nun einmal schlafend stellen, und dann, wenn so eine Bestie anbeißt, gleich zufahren und meine Rache an ihr kühlen. —

Endlich habe ich mein Insekt erwischt, gerade, wie es unter den Lehnstuhl zurückkroch, aber schicken kann ich Dir's doch nicht, denn es ist Niemand anders, als der älteste Junge. Ich wollte ganz rasend werden vor Aerger. Ich hätte auch sicher ein Exempel statuirt, wenn die Geschichte mit dem Stubenmädchen nicht wäre. Eine vermaledeite Geschichte! Die Jungen stecken sich dahinter, wie der Feind hinter die Kanonen seiner Festung. Ich bin wirklich so sehr aus der Fassung, daß ich nicht weiter schreiben kann. Schicke mir vor allen allen Dingen eine Partie Lehrer her, und antworte mir, ob es zu wenig ist, wenn ich tausend Dukaten Gehalt für das erste Jahr verlange.

Dein

Gottlieb Storchschnabel.

N. S.

Nun brauchst Du Dich mit den Lehrern und mit der Antwort überhaupt nicht zu bemühen. Du wirst mich bei Dir sehen. Das Wetterstubenmädchen! Die ist den Jungen noch zuvorgekommen und hat mich bei der Herrschaft verklagt. Der Graf ging eben wieder weg. Das ist auch ein Pinsel! Ihr Leben, redete er mich an, widerspricht allen in ihrem Buche aufgestellten Grundsätzen. In der kurzen Zeit von noch nicht zwei Tagen sind sie schon ein Spott der nämlichen Kinder geworden, zu deren Wegweiser ich sie bestimmte. Gehen Sie vor den Spiegel und wischen Sie sich den Schnurbart ab. —

Hatten mir doch wahrhaftig die Schurken im Schlafe einen mächtigen Schnurrbart angemalt! — Das Stubenmädchen, fuhr er fort, hat mich über ihre Mäßigung durch Erzählung einer saubern Thatsache vollends belehrt. Hier ist Reisegeld. Ich hoffe, Sie werden das heutige schöne Wetter nicht vorbeistreichen lassen. —

So geht mir's, Herr Bruder. Uebermorgen bin ich hoffentlich wieder bei Dir. Wenn ich nur mein altes Quartier in Leipzig noch leer finde.

Amerikanische Geschichten.

In einer Gesellschaft sprachen die anwesenden Damen von den Vorzügen ihrer Papageien, und es kamen die wunderlichsten Dinge zum Vorschein. „Meine Damen!“ begann ein Herr, „keiner von Ihren Papageien möchte trotz der aufgeführten Beispiele von Verstand und Geschicklichkeit einen Vergleich mit dem aushalten, den ich einst kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Mehrere der anwesenden Herren wissen, daß ich mich vor etlichen und zwanzig Jahren in P., wohl zweihundert Meilen von hier gegen Süden, bei der reichen Familie St... aufhielt, welche dort ausgedehnte Besitzungen hatte. Diese Familie hatte einen Papagei, der mit den Kindern des Hauses aufgewachsen war, und alles kannte und wußte, was in dem Hause vorging. Sie werden mich der Anführung von anderen Beispielen überheben, wenn ich ihnen sage, daß er mit der Familie, die sehr pietistisch war, täglich die treffenden Psalmen und alle Lieblings-Lieder der Haus-Bewohner sang, und zwar mit eben so schöner Stimme, wie irgend Eines aus der Familie. Da brach, wie Sie insgesammt wissen, der fürchterliche Krieg aus, ich griff zu den Waffen, die Familie floh und die Besitzungen wurden im darauffolgenden Jahre von den Insurgenten

niedergebrannt. — Jahre waren verflossen, der unselige Krieg war vorüber, da kam ich nach so langer Zeit wieder an den Ort, wo die Besitzungen gelegen, wo ich so schöne Stunden verlebt hatte. Traurige Erinnerungen erfüllten meine Seele, und als ich mich, ermüdet von meiner Wanderung unter dem Schattendache eines Baumes niederließ, war ich bald entschlummert. Da wecken mich auf einmal merkwürdige Töne, so hehr nnd feierlich, wie die einer Orgel, ich springe auf und sehe — eine Schaar Papageien, fliegend, den bewußten Alten aus dem Schlosse an der Spitze, die mitsammen das Lied singen, was ich selbst hundertmal dort mitgesungen: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Sie können sich mein Erstaunen denken, meine Damen, und die Verwunderung über den alten Papagei, der, beim Brande wahrscheinlich entkommen, in den Urwäldern seinen Collegen jenes Lieblings-Lied seiner Wohlthäter gelehrt hatte.

„Ich ritt“, so erzählte mein Freund, „von der Stadt B. nach St. G., wo ein Freund von mir eine große Pflanzung besaß. Es war ein reizender, köstlicher Abend. Die Sonne vergoldete im Scheiden die Gipfel hundertjähriger Platanen, die zur Seite der Straße standen, und Tausende von Vögeln ließen ihre Lieder oder ihr Geschrei ertönen. Ganz in der Beschauung dieser großartigen Natur versunken, ließ ich mein Pferd wohlgemuth und gemächlich weiter traben, ohne besonders darauf zu achten; da verspürte ich auf einmal etwas an meinem rechten Fuße, ich sah hinab, und — o Himmel — ich gewahre eine der giftigsten Vipern, die eben im Begriff war, sich an meinem Beine heraufzuwinden. Obwohl im ersten Augenblicke mich der Schrecken fast lähmte, hatte ich doch Geistesgegenwart genug, mit meiner Reitpeitsche einen kräftigen

Hieb nach derselben zu führen, so daß sie todt zur Erde fiel. Auf diesen Schrecken ward es mir unheimlich und ich spornte mein Pferd zu einem schnelleren Laufe; ich hatte mich jedoch bald wieder erholt und versank in die alten Träumereien, in die ich durch die reizende Stimmung in der erhabenen Landschaft versetzt wurde. Da verspüre ich wieder Etwas an meinem Fuße; diesmal war es jedoch ein anderes, ein beengendes Gefühl; ich sehe mit Bangen hinab und gewahre, daß der Steigbügel, in dem mein Fuß stand, zu einer bedeutenden Höhe angeschwollen war. Ich war anfangs im Zweifel, wovon das herrühren möge, und erst allmählig wurde es mir klar, daß die Viper, wahrscheinlich schon im Todeskampfe, noch in den Steigbügel gebissen haben müsse und so das Aufschwellen desselben bewirkt habe. Ich aber schätzte mich glückich, so mit heiler Haut durchgekommen zu sein, und bewahre den Steigbügel, dessen Geschwulst sich seit dieser Zeit wieder gesetzt hat, als meinen Lebensretter dankbar noch heut zu Tage in meinem besten Schranke."

Hier geht er hin, da geht er hin!

(Der Bierwirth Herr Knusemeyer sitzt mit einigen seiner Stammgäste am Tische und erzählt Begebenheiten aus seinem Leben.)

Nu passen Se mal uff, meine Herren, nu will ick Ihnen mal was erzählen, wie's mich jejangen is diesen Sommer vor's Jahr.

Also sitze ick eenes Nachmittags in meine Stube und sortire meine Weinpullen, weil jrade keene Gäste weiter nich da sind, so kommen zwee junge Menschen von anständigem Pli in die Stube und lassen sich zwee Seidel jeben, un noch zwee Seidel un Verschiedenes zu verconsumiren, wobei se mir mit in des Jespräch verknippern un mit mich anstoßen. So kiekt sich der Eene in de Stube um, un als er die jroße Uhr da drüben an de Wand sieht, so sagt er: wissen Se, Herr Knusemeyer, des ist eene scheene Uhr is des, eene jute Uhr, wissen Se. Ja, sage ick, det is se, wissen Se, die Uhr hab' ick schonst von meinem Jroßvater jeerbt, sag' ich; die is mich sehr deier, un richtig jeht se wie Jold.

Ja, sagt er, se hat eenen scheenen Pendelschlag, hat se, sagt der junge Mensch.

Ach, wissen Se, sagt der And're, weil Se da jrade von den Pendeln sprechen, fallt mir da eene Wette in, die een Bekennter von mich 'mal jewonnen hat.

Woso, sag' ick.

Ja, seh'n Se mal, sagt er, mein Bekennter hat mal jewettet mit eenen Andern, welches der Bruder von eenen Cousin seines Vetters jewesen is, daß dieser, — wenn ick mir nich irre, so hieß er Lehmann, — also, daß dieser Lehmann nich zehn Minuten lang eene Stubenuhr ansehen und jedes Mal, wenn der Perpendickel hin und her jinge, sagen könnte: „Hier jeht er hin, da jeht er hin!" un seh'n Se, Herr Knusemeyer, mein Bekennter hat de Wette jewonnen.

Na hören Se mal, sage ick zu den jungen Menschen, det muß doch een ochsiger Schaafskopp jewesen sinn; ick wette mit Sie, ick will eene janze Stunde lang meine Uhr da drieben ansehn, die mich sehr deier is, un die ick schonst von meinen Jroßvater jeerbt habe, ick sage Sie, eene janze Stunde lang will ick ihr ankieken und in eenen fort sagen: „Hier jeht er hin, da jeht er hin!" Un dadruff wette ick mit Sie uff fünf Dhaler!

Is jut, sagt der junge Mensch, hier sind fünf Dhaler Jeld in Cassenscheinen, un legt fünf Dhaler uff den Tisch. Nanu konnt ick mir nich lumpen lassen un lege meine fünf Dhaler ooch hin.

So, sagt der and're junge Mensch: Wissen Se, meine Herren, Sie können die zehn Dhaler bei mich deponiren, ick werde als Unparteiischer det Jeld verwalten.

Is jut, so sagen wir beide, un ick setze mir nanu vor meine Uhr; die fünf Dhaler dacht ick mir schonst so jut als jewonnen.

Aber nanu verjessen Se nich, Herr Knusemeyer, sagt der junge Mensch, Se derfen Sich keenen Oogenblick nich unterbrechen un ooch nich uffstehen, sonst jilt de Wette nich un Se derfen ooch nischt anders dermang reden.

Man keene Sorge, reppelzir ick, un de Uhr schlagt jrade zwee. Nanu setz ick mir hin, kieke de Uhr an un wie der Pendel ticktackt, so sag' ick: Hier jeht er hin, da jeht er hin, un de beede junge Menschen drinken inzwischen lustig weiter. Na hören Se mal, sagt der, welcher das Jeld hat, zu den Andern, Se werden de Wette verlieren.

Bewahre Jott, erwidert ihm dieser, des werd' ick nich. Herr Knusemeyer hält des nich aus; nich wahr, Herr Knusemeyer?

J, denk ick bei mir, plappere Du man; Du denkst wohl, ick soll Dich antworten un meine Wette verlieren? Js nich, lieber Mann.

Als der nu sieht, deß ihm des nischt hilft, jeht er an meine Ziehjarrenkiste, steckt sich een paar Havannah rinn in die Tasche un sagt: Se erlooben doch jitichst, Herr Knusemeyer?

Ick aber schweige still und sage nach wie vor: Hier jeht er hin, da jeht er hin!

So stechen sich denn die jungen Menschen meine Ziehjarren an, langen sich eene Pulle Wein und drinken se höchst jemithlich aus un fragen, ob ick nich mit se anstoßen will, welches selbige ick aber ablehne, denn zum Drinken hätte ick mir unterbrechen müssen. Als die Beeden sehn, det ihnen des Alles nischt hilft, un deß ick mir gar nich verlautbare, so jehn se in de andere Stube, wo mein Schreibsekerthär stehn dhut, und der Schlüssel drin sticht, und schließen den uff. Aber ick denke: Bange machen jilt nischt: ihr gloobt woll, ick soll nu uffstehen un Euch das verbieten, un meine Wette verlieren! Na ooch noch, wie blau wär' ich denn da wohl! Nu schließen die also, wie jesagt, uff, un nehmen mir zwanzig Dhaler Kassenscheine raus vor meine leibliche Oogen, aber ick kehre mir nich dran und laß ihnen machen. Werden also die beeden jungen Menschen ihre Hüte nehmen un de zwanzig

Dhaler instecken un zu mir sagen: Adje Herr Knusemeyer, lassen Se sich de Zeit nich lang wer'n. Nu denken die Beeden wird er doch uffspringen un de Wette verlieren. War nich, hat ihm nich. Ihr gloobt wohl, ick werde so dumm sind un mir Angst machen lassen, damit ihr de Wette jewinnt. Un so sitz' ick denn still un bete vor mich hin: Hier jeht er hin, da jeht er hin!

Det is also jut, die Beeden ziehen raus aus de Dhür, ick aber sitze janz still, denn mir schwante et woll, des sich die Beeden hinter de Dhür stellen un durch dem Schlüsselloch uffpassen werden, wat ick dhun dhu.

So verjehn zehn Minuten un noch zehn Minuten, un de Uhr zeigt endlich dreiviertel uff Drei, aber de jungen Menschen kommen nich wieder. J, denk ick so bei mich, gloobt Ihr man, wenn Ihr nich jleich wieder kommt, so werd' ick uffstehen, un Ihr wollt de Wette jewinnen, is nich!

Wie ick so mit mich bedenke, so kommt meine Frau anjejangen un schägt de Hände kreuzweis über'n Kopp zusammen als se mir sitzen sieht un sagen hört: Hier jeht er hin, da jeht er hin!

Aber Knusemeyer, sagt se, wat is mich denn mit Dich?

Hier jeht er hin, da jeht er hin.

Knusemeyerchen, wat willste denn?

Hier jeht er hin, da jeht er hin.

Knusemeyerchen, Gottliebken, wat is Dich denn? Du sprichst mich nich, Du redst mich nich, Du lachst mich nicht, Du regst Dir nich, Herrjemine, Du machst mich Angst.

Hier jeht er hin, da jeht er hin.

Um Jotteswillen, so rede doch! Wat stierste so de Glocke an, is Dich unwohl?

Nu kann ich mir doch nich unterbrechen lassen, un mach' ihr also een Zeichen, se soll mir in Ruhe lassen, aber meine Ehejattin versteht mir miß un kriegt mir bei den Arm un

will mir von den Stuhl zobbeln. Ne, des konnt ick doch unmöglich dulden, denn de Wette wäre verloren jewesen. Sprechen derft ick nich, also haue ick ihr eene jewaltige Quabbe, deß se laut uffschreit und raus looft. Aber ick bete weiter: Hier jeht er hin, da jeht er hin.

Det dauert so woll drei Minuten, so hör' ick een mordsmäßiges Jepolter de Treppe runter, de Dhür wird uffjerissen un meine Ehejattin stürzt herein mit den Doctor, der nebenbei im Hause wohnt, un schreit: Herrjeses, sehn Se woll, Herr Doktor, da sitzt er un is verrückt!

Na, das wurmte mir nich schlecht, det se mir für verrückt hielt, un ick halte de beeden Fäuste hoch, weil ick aber nischt anders sagen durfte, so schrei ick mit Centnerstimme: Hier jeht er hin, da jeht er hin!!

So fühlt mich der Arzt nach'n Puls und fragt mir: Wat is Sie denn, lieber Herr Knusemeyer?

Indem so schlagt de Uhr drei un de Stunde is um.

De Wette is jewonnen, schrei ick, un springe uff, wo sind die beeden jungen Menschen, die fünf Dhaler sind meine.

Wat für fünf Dhaler? fragt meine Frau un der Doctor, un so erzähl' ick de janze Jeschichte.

I du mein Jott, schreit meine Frau, die beeden jungen Menschen, die Spitzbuben, sind schon vor 'ne halbe Stunde davonjejangen, und Deine füufundzwanzig Dhaler biste los, Du Schaafskopp, un de Zeche is ooch nich bezahlt!

Donnerwetter, sag' ick un merke, det ich über's Ohr jehauen bin, die Spitzbuben kommen mir widder, die soll ja Der und Jener lebendigen Leib's holen! und wirklich seufzte ick: Hier jeht er hin, da jeht er hin!"

Ne, sagt der Doctor, und zeigt durch die offene Dhür, „da jingen se hin".

Ein Heiraths-Antrag.

Zimmer des Stubenmalers Kleisich.

Herr Kleisich ist ein kleiner, magerer und ernster Mann; er trägt einen sehr langen Leibrock ein hohes, weißes Halstuch und geht mit möglichst großen Schritten im Zimmer auf und ab. Madame Kleisich eine Dame von bedeutendem Umfang, reibt Chocolade, hat aber ein ganz neues Cattunkleid an. Fräulein Caroline Kleisich, welche erst im nächsten Jahre 29 Jahr alt wird, sitzt am Fenster, trägt ein weißes Kleid mit Rosaschleifen und strickt.

Herr Kleisich (während der Promenade zu seiner Frau). Du mußt ooch hernach etwas Caffeekuchens zu de Chocolade holen lassen.

Mad. Kleisich. Det wird Allens jeschehen, ohne deß Du Dir dreinmengst. Du hast weiter nischt zu dhun, als deß er bei Dir anhält, weil Du der Mann bist, als Vater!

Hr. Kleisich (findet die Aeußerung seiner Gattin sehr natürlich und schweigt deshalb. Es entsteht eine lange Pause. Endlich zieht Herr Kleisich seine jedenfalls goldene Uhr, sieht nach, steckt sie wieder ein und tritt vor Carolinen). Carline, hat er denn bestimmt jesagt, daß er um Drei Uhr bei mich anhalten wollte?

Caroline. Janz bestimmt.

Hr. Kleisich. Es is aber schon ein Viertel uff Vier un meine jeht noch um mehre paar Minutens nach.

Caroline. Er wird vielleicht abjehalten.

Hr. Kleisich. Wenn ich wo anhalten will, kann mir nichts abhalten. Ich habe mir bei Deiner jetzigen Mutter durch nischt abhalten lassen. Des is jetzt jrade dreißig Jahr, als ich bei Ihres Vaters, des Lichtziehers Ende, Vormittags um 12 Uhr, uff den 13. Aujust anjesagt hatte, um ihr anzuhalten, un es hatte noch nich jeschlagen, da hatten wir uns schon versprochen. — Ich vermuthe, er liebt Dir nich.

Mad. Kleisich. Ach Jott, wat wird er ihr denn nich lieben! Dämlijet Jerede! Des Mädchen is ausjewachsen, un . .

Hr. Kleisich. Ja, des is se schon lange.

Mad. Kleisich. Un hat eene Viehsonomie, un is sehr schön hoch jebaut, obgleich se en bischen mager vor ihre Jröße is. Aber, vor so 'nen abjeloofenen Briefdräger von mindestens 42 Jahren bis noch älter, is se immer noch en amöbles Mächen.

Hr. Kleisich. Des is se; se hat aller Fähigkeiten für eine Frau un schlagt nach ihren Vater. Wiewohl se um mehr als eines Kopfes jrößer is als ich und sehr viel schlanker als ihrer Mutter, so hat se doch in ihr Jesicht Familie. Un denn kommt se ooch nich blos so, se hat was.

Mad. Kleisich. Wenn ick man wüßte, worum sich Bornike noch jar nich bei uns hat sehen lassen! Er macht Dir nu schon über'n halb Jahr de Cour, un . . .

Caroline. Ick habe Dir ja schon erzählt, Mutter, daß er so sehr zerstreit is, daß ihn seine Silberjroschens vor de Briefe immer durch den Kopp jehen. Un denn wollte er ooch nich eher bei uns kommen, bis er um mir anhielte.

Hr. Kleisich. Deß find' ick janz in de Ordnung als Mann von Ehre. Ick habe mir uff diesen feierlichen Actus

als Vater von Bildung vorbereitet, un ick hoffe nich, daß er Schande von seinem Anhalte hat. Indessen, er kommt nich.

Mad. Kleisich. Er wird zerstreit sind.

Hr. Kleisich (sehr ernst). Ick hoffe nich, deß er so zerstreit is, deß er meiner Dochter liebt, ohne um ihr anzuhalten! Ich bin in diesem Punkte bedeutend strenge, besonders seitdessen Caroline des Unjlick mit den Dischl ....

Caroline (ihn unterbrechend). Vater!

Hr. Kleisich (mit Würde). Es is jut. Wenn aber der Herr Briefdräger Bornike nich vorher um Dir anhält, in aller Form um Dir anhält, so ... doch ich will nischt sagen.

Mad. Kleisich. Wenn ick man nu wüßte, ob ick de Choclade uffsetzen sollte? Denn wenn er nich anhält, denn ..

Hr. Kleisich. Setze de Choclade uff, Aujuste, un koche ihr. In diesen Fall, deß er wirklich nich bei mich anhält, so drinke ick als Vater de Choclade janz alleene, un Du als Mutter.

Mad. Kleisich. Na, dann setz Du se uff, Carline! Denn wenn er wirklich kommt, so schickt sich des vor Dir, seine Braut, deß Du ihn kochst, weil es ihm denn aus Liebe doppelt schmeckt.

Caroline (indem sie mit der Chocolade nach der Küche geht). Ick höre was de Treppe ruffkommen. Des ist er.

Hr. Kleisich. Na, dann jeh man; ick werde ihm empfangen. (Man klopft.) Herein!

Bornike. Juten Morgen!

Hr. Kleisich. Um Entschuldjung, es is bereits halb Viere Nachmittag. Wollen Se nich näher treten?

Bornike. Drei un en halb? Aha, Leipzig! Entschuldjen Se, ick jlaubte, es wäre schon Nachmittag. (Er küßt Madame Kleisich die Hand.) Wahrscheinlich hab' ich die Ehre mit Herrn Kleisich?

Hr. Kleisich. Nein, Herr Kleisich bin ick; des was Se de Hand küssen, des is meine Frau. (Er geht mit außerordentlichem Anstand zu seiner Frau und stellt sie vor.) Meine Jattin, eine jeborne Ente, Seifensieder! Ihr Vater!

Mad. Kleisich. Sie sind wahrscheinlich der Herr Briefdräger Bornike?

Bornike. Zu dienen, Herr Kleisich!

Hr. Kleisich. Sie entschuldjen, des is meine Frau! Sie verwechseln ihrer mit mir!

Bornike. Ach so, ja, verwechseln, zwei wieder raus! Sie entschuldjen, ich bin zuweilen ein bischen zerstreit, das bringt mein Jeschäft mit sich, weil ick den janzen Tag über Briefe zu steigen un Treppen abzujeben habe. Ick hielt Ihre Frau Jemahlin im Anfang für Madam Kleisich. Sie erlooben, deß ick meinen Hut ablege. (Er stellt seinen Hut auf eine Punschbowle, welche anf der Komode vor dem Spiegel steht.) Ick komme eijentlich in einer wichtigen Dochter, wie Ihnen Ihr Fräulein Anjelegenheit schon jesagt haben wird.

Hr. Kleisich (schüttelt mit dem Kopfe). Merkwürdig!

Bornike. Ick wollte bei Ihnen Anhalt-Dessau, anhalten wollt ick sagen, um Ihre Frau Jemahlin (Herr Kleisich tritt einen Schritt zurück), bei Ihnen und Frau Jemahlin um . . .

Hr. Kleisich. Erlauben Sie! Ick nehme solche ernsten Dinge mit demjenigen Anstand, welchen so — welchen so ernste Dinge erfordern. Deswegen ersuche ick Ihnen jefälligst, sich jehorsamst einen Ogenblick zu jedulden. (Er schreitet langsam mit gemessener Haltung zur Thür, öffnet dieselbe und ruft mit Pathos:) Carline! (zu Bornike.) Sie wird sojleich erscheinen.

Bornike (präsentirt ihm einen Stuhl). Bitte setzen Se sich derweile!

Hr. Kleisich. Nein, ick danke, ick stehe bei solcher Anjelegenheiten.

Bornike. Bitte, es is sehr jern jeschehen!

Hr. Kleisich. Ick finde wirklich, deß Se zuweilen etwas zerstreit sind, Herr Briefdräger.

Bornike. Jawohl, aber nur wenn ick zerstreit bin.

Caroline (sich höchst sittsam verneigend). Juten Tag, Herr Briefdräger!

Bornike (will zu ihr gehen). Ach, Fräulein Kleisich, ick freue mir . . .

Hr. Kleisich (hält ihn zurück). Erlauben Sie! (Nimmt seine Tochter bei der Hand und führt sie langsam zu Bornike.) Meine Dochter!

Bornike. Carline!

Hr. Kleisich (verwundert). Wie?

Caroline (mit einiger Röthe auf den Wangen). Herr Briefdräger hat mir neulich um meinen Vornamen jefragt.

Hr. Kleisich. Aha!

Bornike (steckt einen Theelöffel hinter's Ohr). Das Fräulein war so jütig, mir neulich, als ich die Rostocker ausjetragen hatte, un wir uns an der Vornamen bejejenten, mir die lange Brücke zu nennen.

Hr. Kleisich. Schön, so weit sind wir. Wenn Ihnen jetzt jefällig wäre, Herr Briefdräger, denn bitt' ick, um meine Dochter anzuhalten.

Bornike. Danke!

Hr. Kleisich. Wie?

Bornike. Danke für Ihre Bereitwilligkeit.

Hr. Kleisich. Ach so! Aber noch Eines, des Nothwendigsten, was ick beinah verjessen hätte. (Mit großer Würde.) Herr Briefdräger, es wird Ihnen interessiren, zu wissen, was meine Dochter mitkriegt. Sie werden von eine respectable Famalie wie ick, nich voraussetzen, daß se ihrer einzelnen Dochter so wegjiebt, wie se jeht un steht. Unsre Carline hat Mitjift. Se hat en uffjemachtes Bette . . .

Bornike. Ja, des hast Du mir neulich schon jesagt, Carline!

Hr. Kleisich. Wie?

Bornike. Was denn?

Herr und Mad. Kleisich. Sie nennen meine Dochter Du? —

Bornike. Ja, des is Poesie. Sie werden wissen, wenn man poetisch spricht, kann man selbst den König Du nennen.

Hr. Kleisich. Na, haben Sie denn poetisch jesprochen?

Bornike. Jawohl! Ick sprach von Carlinen, des is meine Poesie. Also! en uffjemachtes Bette . . .

Kleisich. En uffjemachtes Bette, 'ne hübsche Jarderobe, hinreichende Wäsche, einige birkene Meebel, ene Wieje, etwas Küchenjeschichten, un 150 Dhaler baar. Sind sie zufrieden?

Bornike. Diese Dochter ist janz hinreichend; Ick heirathe Ihre Mitjift.

Hr. Kleisich. Ne, Se haben sich versprochen; Se haben meine Dochter un de Mitjift umjedreht. Na, des is nu jleichviel: nu bitt ick als Vater um meiner Dochter bei mir anzuhalten.

Bornike. Sehr jern, Herr Kleisich . . .

Hr. Kleisich. Ne, erlauben Se mal, des macht sich nich. Haben Se erst die Jüte, den Theelöffel hinter ihr Ohr wegzunehmen, denn sonst verliert es an Würde, des Feierliche des Ogenblicks.

Bornike. Ach, ich bitte um 6¾, um Entschuldigung wollt' ick sagen. Reine Zerstreiung. (Er legt den Theelöffel auf seinen Hut.) So! (sich verbeugend) Herr Stubenmaler Kleisich, wenn Sie un Ihr Fräulein Dochter nichts dajejen haben, so bitte ick erjebenst um die Hand ihrer Frau Jemahlin Carline. Ick weiß, deß se mir liebt, un ick verspreche Ihnen, deß se an meiner Seite en jlückliches Leben führen soll.

Hr. Kleisich. Des is so weit janz jut, bis uff des, deß ich des unmöglich zujeben kann, deß Se meine Frau heirathen. Aber es is natürlich, deß Se um meiner Frau nur in Zerstreiung anjehalten haben. Se wollen meine Dochter Carline, un Se sollen ihr kriejen. Den Donnerstag kann Verlobung sind; bis dahin sind de Ringe fertig.

Bornike. Da kann ick aber erst sehr spät, Donnerstag ist ein schlimmer Tag, da kommt Breslau.

Hr. Kleisich. Na meintswegen uff'n andern Tag, janz nach Ihrer Bestimmung. So — (er führt ihm seine Tochter zu) — reichen Se ihr de Hand un jeben ihr den ersten Kuß der Liebe. (Sehr zufrieden mit sich.) So! Nanu, Aujuste, de Chocolade.

Mad. Kleisich. Jleich!

Hr. Kleisich. Un Caffeekuchen dazu!

Mad. Kleisich (indem sie geht). Is schon jeholt.

Hr. Kleisich. Ne, hören Se mal aber, Herr Schwie..

Bornike (niest). Prosit!

Hr. Kleisich. Ick danke, Herr Schwiegersohn, ick hätte mir des doch nich jedacht, deß man so zerstreit durch Ihrem Jeschäft werden kann. Ick war janz erstaunt, wie Se um meiner Frau anhielten! Ick habe des nie vor möglich jehalten, deß man so zerstreit sein kann! Bei eines so wichtigen Moments noch dazu! (Madame Kleisich bringt die Chocolade und schenkt ein.) Un denn bitt ick, mit des Küssen heute einzuhalten. Se jeben ihr mehrere Küsse der Liebe, un wenn man erst anjehalten hat, schickt sich des nich. Se küssen ihr aus Zerstreiung immer zu. Des is nich erlaubt. Haben Se de Jüte, jetzt eine Tasse Choclade mit uns zu drinken. Hier, die verjoldete Tasse is Ihre, Herr Briefdräger.

Bornike. Ick danke Ihnen, ick werde se nachher mitnehmen.

Hr. Kleisich. Ne, mitnehmen nich, Se sollen blos d'raus drinken.

Bornike. Ja wohl! (Er schlägt mit dem Theelöffel gedankenvoll auf die Tasse.)

Mad. Kleisich (steht am Fenster). Hör' mal, Carline.

Caroline. Ja! (Geht zu ihr.)

Mad. Kleisich (leise). Der Bornike ist en janz liebenswürdiger Mensch. Du wirst ne janz jute Parthie machen. Zerstreit is er, des is wahr, aber des is nich so schlimm in de Ehe, als wenn er irgend en andern Fehler an sich hätte. Seh' mal . . . (Sie plaudern leise weiter.)

Hr. Kleisich (sitzt auf dem Sopha und sagt sehr gemüthlich, aber doch mit männlicher Würde zu Bornike.) Na, Herr Briefdräger, des kann ick Ihnen versichern, Se machen eine janz jute Parthie. Se is reinlich un häuslich, un nich wahr, es is en recht hübsches Mächen?

Bornike (seine Chocolade betrachtend). Sehr braun is se.

Hr. Kleisich. Ne, des find' ick nich. En bischen braun is se allerdings, aber des schad't nischt, des is pikant.

Bornike. Se haben woll jar keen Mehl dazu jenommen?

Hr. Kleisich (zurückfahrend). Mehl?

Bornike (sieht ihn unbefangen an). Ja, Mehl!

Hr. Kleisich (sehr ernst). Na, hören Se mal, des is mich noch nich vorjekommen, deß man . . .

Bornike. Ach so, Se sprechen von Carlinen. Des is en charmantes Mächen. (Er sieht wieder in die Tasse.)

Hr. Kleisich. Ach so, na, das freut mir, deß Se es finden.

Bornike. Was kost' d'n des Pfund?

Hr. Kleisich. Des Pfund? Hören Se mal, nach Pfunde verkoof' ick meine . . .

Bornike. Ick werd' se mal kosten!

Hr. Kleisich (aufspringend). Wie?

Bornike. Was is denn los?

Mad. Kleisich und Caroline. Was is denn?

Hr. Kleisich (sieht Bornike trinken). Ach soo! — Ne, ick habe mir jeirrt, es is nischt nich.

Mad. Kleisich (klopft ihren zukünftigen Schwiegersohn zärtlich auf den Rücken). Na, Schwiegersöhnchen, wat sagen Se denn zu meine Carline?

Bornike. Ick bitte noch um en Stück Zucker, wenn Se so jut sein wollen.

Mad. Kleisich. Seär gern! (Reicht ihm das Verlangte.) Se liebt Ihnen über Alles.

Bornike. Ach, Carline? Ja! (Er trinkt.) Etwas kalt is se schon jeworden!

Mad. Kleisich. Wer?

Bornike. De Choclade.

Mad. Kleisich. Ach, de Choclade? (Bornike trinkt.) Ne, ick sprach von Ihre Braut, Herr Briefdräger.

Bornike. Sonst schmeckt se janz jut.

Mad. Kleisich. Waas?

Bornike. Ja! Dürft ich Se wohl noch um eine bitten!

Mad. Kleisich (ärgerlich). Ach was, ick habe weder ne halbe, noch ne viertel, des is de einzige!

Bornike. I, da is ja noch 'ne janze Kanne voll.

Mad. Kleisich. Ach, Se meinen meine Choclade? Ick dachte Carlinen! Ja, da können Se so viel hab'n, wie Se wollen. (Sie schenkt ihm ein.) So, Herr Schwiegersohn!

Bornike (trinkt). Die is noch etwas wärm . . (sehr schnell) Was is denn übrijens de Uhr?

Hr. Kleisich. En Viertel uff Sechse.

Bornike. Herrjeses Leipzig! (Er läßt die Tasse fallen, deren Inhalt das Kleid der Mad. Kleisich färbt.) Ein ander Mal mehr, jetzt muß ick fort! Es is der allerhöchste Zug, de Zeit is schon vor drei Stunden anjekommen! (Er stellt

seinen Stuhl mitten in die Stube, läuft zur Komode, steckt den Theelöffel in die Tasche, setzt den Hut auf und küßt Hrn. Kleisich.) Adje, Carline, uff Wiedersehen, morjen! (Er giebt Carlinen und Mad. Kleisich die Hand.) Adje, Schwiegervater! Adje Schwiegermutter! Ick habe keenen Ogenblick mehr übrig. Um 5 Uhr muß ick in de Post sein, und es is jetzt schon 5½ Silbergroschen, Uhr wollt ick sagen! (Er stolpert über den Stuhl und will nach der Küchenthür.)

Die Andern. Nich da! Da jeht's in die Küche!

Bornike. Ach so! (Er kehrt um, stolpert noch einmal über den umgestürzten Stuhl und eilt zur Flurthüre.) Jesejente Mahlzeit! Jesejente Mahlzeit!



Eine Besuchsreise.

In einer Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, welches Volk am meisten dem Laster der Trunksucht sich zuneige. Man sprach von Irländern, von Deutschen, und Jeder gab aus seiner Erfahrung aus geschichtlichen Reminiscenzen die nöthigen Beläge dazu. Endlich sagt ein Russe: „Meine Herren, das was Sie vorgebracht haben, will noch nicht viel sagen. Die tollsten Säufer sind die Russen. Dafür will ich den Beweis liefern: Zwei Universitätsfreunde waren seit ihrer Studienzeit nicht mehr zusammen gekommen. Der Eine war Beamter in Petersburg, der andere Gutsbesitzer an der sibirischen Grenze. Sie hatten fortwährend einen herzlichen Briefwechsel unterhalten, und da ihre Jugendfreundschaft echt und wahr gewesen, sehnten sie sich nach einem Wiedersehen, um die alten Erinnerungen wieder aufzufrischen. Endlich gelingt es dem Petersburger, sich auf acht Tage frei zu machen. Er fährt fröhlich ab und kommt eines Morgens unerwartet auf dem Gute seines Freundes an. Dieser ist nicht zu Hause. Der Diener, dem sein Name wohl bekannt war, führte ihn in die Stube, setzte ihm zwei Karaffen voll Stara Wutki (alten starken Schnaps) vor. Der Gast macht sich darüber her und findet das Getränk so vorzüglich, daß ihn der Diener zuletzt auf ein Lager schleppen

muß. Gegen Mittag kommt der Hausherr an. Als ihm mitgetheilt wird, sein alter Freund sei gekommen, eilt er voll Freude zu ihm, aber es ist nicht möglich ihn zu erwecken. Er muß sein Erwachen abwarten. Er setzt sich also zum Mittagstische und trinkt in seiner Freude so viel, daß ihn der Diener ebenso wie seinen Freund zur Ruhe bringen muß. Als der Letztere erwacht, will er zu seinem alten Kameraden hin, aber siehe da, auch der ist nicht zu erwecken, und die Reihe des Abwartens kommt an den Gast. Um die Stunde zu verkürzen, wird Stara Wutki vorgenommen und dieser thut wiederum seine Wirkung. So wechseln sich die Freunde mit dem Abwarten acht Tage lang ab, und es ist nicht möglich, daß sie zusammen kommen. Am letzten Tage sagt endlich der Hausherr zu seinem Diener: „Iwan, Du siehst, was der Soff für ein Laster ist. Mein Freund Alexandrowitsch ist wieder besoffen. Ich muß nach der Stadt. Wenn er aufwacht, giebst Du ihm nur einen Schnaps, denn ich will ihn wenigstens am letzten Tage sprechen". Herr Alexandrowitsch erwacht und erhält trotz seines Fluchens nur einen Schnaps. Nüchtern wie 'ne Kirchenmaus erwartet er seinen Freund. Der Wagen rollt endlich vor. Er eilt hinaus. Da — sieht er, wie man ihn vom Wagen hebt. Er ist vollgesogen wie ein Blutegel und Herr Alexandrowitsch muß nach Hause fahren, ohne seinen Freund gesprochen zu haben.

Unter den Sandjungen.

Jochen. Ick habe Dir heite jute Jeschäfte jemacht; laß Dir erzählen! Seh' mal, ick sitze hier so uff'n Wagen un schreie Sand aus, so kommt een junger Wippdich mit jestreeften Vatermord, un 'ne Schleefe an de Binde wie'n Dhorflijel, un pst! mir zwee Mal. Ick sage: „Wat woll'n Se'n?" „Hör' mal", sagt er, „willste Dir een Zweejroschenstück verdienen?" J, sage ick, allemal derjenigte welcher! „Jut", sagt er, „hier haste eenen Brief; den sollste da drüben in det jrüne Haus abjeben, eene Treppe hoch, entweder an de Köchin, oder an de Madamme, aber ja an keene Mannsperson! Wenn so Eener kommt, denn fragste, ob er keenen Sand koofen will. Mach' Deine Sache klug! Hier haste een Zweejroschenstück!" Jut, det fasse ick also un schlendre rüber, jeh' de Treppe ruff un klingle. Macht mir een Mann uff mit 'ne Brille; ick also pfiffig, ick frage ihn: heite keenen Sand? „Ja", sagt er, „komm' man rein!" Un so zieht er mir rein, un macht hinter mir de Dhüre zu. „Hör' mal", sagt er, willst Du Dir een Vierjroschenstück verdienen?" Ick seh ihm an, ick denke, wat soll det heite heeßen: is heite der jüngste Tag, oder spukt et bei Beeden? Ick sage also: Een Vierjroschenstück? Warum dieses nich? „Hör' mal", sagt er, „ick hab durch't Fenster

jesehen, Dir hat een Mann da drieben eenen Brief jejeben, den De hier an de Madam jeben sollst". Se haben eene jute Nase, sag' ick. „Hier haste een Vierjroschenstück, jieb mir den Brief", sagt er. Ick laß also det Vierjroschenstück in de Tasche verschwinden un kitzle den Brief aus'n Sand raus. Hier is er, sag' ick. Daruff macht nu der Mann den Brief uff, les't ihm, wird kupperroth un flucht 'ne janze Menge Schwerenothen, un wie er damit fertig is, so sagt er zu mir: „Hier haste noch een Vierjroschenstück, Junge, aber dhu mir noch een Jefallen." Ick lasse det Jeld also wieder verschwinden un sage: Wat woll'n Se'n? „Jeh wieder rüber", sagt er, „un sage zu dem Herrn, der Dir den Brief jejeben hat, de Madam hätt'n Dir selbst abjenommen un hätte sich unjeheier jefreit, er möchte man jleich rieber kommen, ihr Mann wäre nicht zu Hause!" Jut, sag' ick, un jeh mit meinem Sand wieder ab. Ick sehe mir iberall uff de Straße um un sehe aber keenen. Mit een Mal pst! mir wieder wat, steht der mit'n jestreeften Vatermord da hinter de Hausdhiere. Ick mache also een unjeheier verjniegtet Jesicht, un jehe zu ihm hin. „Na?" fragt er mir. Ja, sag' ick, wenn Se noch een Zweejroschenstick spuken, denn wer' ick Ihnen wat sagen, wat Ihnen freien soll. „Hier haste eens, jeschwind, jeschwind!" Na, man sachte, denk' ick, Deine Keile wirste frieh jenug kriegen, un sage zu ihm det wat mir der Mann oben mit de Brille jesagt hat. „Wat?" schreit er, un springt vor Freide wie'n Bock, „Junge, hier haste noch een Zweejroschenstück!" Un mit diesen Worten jiebt er mir eens un verschwindet un rennt ruff.

Fritze. Is er schon wieder runter?

Jochen. Ne, der wird ooch woll vor't Erschte noch oben bleiben, ick jlobe, der Mann mit de Brille wird ihm 'ne Bouillonsuppe aus seine Knochen schlagen und ihm denn zu Mittag einladen.

Die Jagd-Karte.

Ist einmal der Landjäger von Dingsdahinten auf der Streife gewesen, so gegen Abend, als er schießen hörte. Er beflügelt seine Schritte und wird bald auf dem Feld, eine Ackerlänge vom Wald entfernt, einen Jägdler gewahr. Ob der auch eine Jagdkarte hat? denkt er bei sich selbst, und überlegt, ob er ihn zur Rede stellen oder fürbaß gehen soll. Der Jäger muß auch so etwas gedacht haben, denn er schiebt eilends vorwärts, dem Walde zu. Das ist verdächtig genug; der Landjäger geht also raschen Schrittes querfeldein. Der Andere fängt an zu laufen, der Landjäger nicht minder, und so geht eine Weile die Jagd im Stillen fort. Endlich ruft der Landjäger ein donnerndes Halt! Der Jäger aber lauft nur noch mehr und erreicht glücklich den Wald. Dort ist er geborgen, denkt der Leser, aber nein, der Jäger ist so einfältig und flüchtet sich auf die erste beste Eiche, die ihm in den Weg kommt, und stellt dazu noch sein Gewehr unten an die Eiche hin. Er wird natürlich vom Landjäger bald entdeckt. „So, so Herr Sonnenwirth", sagt er, „Sie sind's, das hätt' ich von Ihnen nicht geglaubt!" — „O Herr Landjäger", sagte der auf der Eiche, „Sie werden mir doch nichts thun?" — „Durchaus nicht", lachte der Landjäger, aber jetzt nur rasch herunter und mit mir

auf's Amt." — Der Sonnenwirth rutscht herunter und lauft geduldig vor dem Landjäger her, der natürlich das Gewehr des Jägers confiscirt hat. So kommen sie stillschweigend mit einander an den Ort. „So, Herr Landjäger", sagte nun der Sonnenwirth, indem er eine Jagdkarte aus der Tasche zog, „hier ist meine Jagdkarte. Seien Sie so gut und geben Sie mir mein Gewehr zurück, ich danke Ihnen für Ihre Mühe!" — „Was?" rief der wie aus den Wolken gefallene Landjäger, „Sie haben eine Jagdkarte? Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?" — „Warum haben Sie mich aber nicht gleich darum gefragt?" war die trockene Antwort des Sonnenwirthes. — Der Landjäger war so gescheidt, einzusehen, daß er durch eine Klage sich nur noch mehr blamiren würde, gab dem Sonnenwirth sein Gewehr zurück und entfernte sich mäuschenstille.

Biedermaier's Hymnus auf Göthe.

Mel.: „Das Essen, nicht das Trinken ꝛc.“

Es preisen alle Zungen
Den Namen Göthe laut,
Die Alten und die Jungen,
Sind sehr von ihm erbaut:
D'rum sag' ich auch nicht blöde:
Gepriesen sei der Göthe!

Es war ihm nichts zu schwierig,
Er dichtet es geschwind,
In Trauerspiel und Lyrik
Hat er den Preis verdient,
D'rum, ob er sich's verböte:
Gepriesen sei der Göthe!

An seinem Werther härmt' man
Sich seiner Zeit, wie jetzt;
Das deutsche Blut erwärmt man
Am Berlichinger Götz;
D'um rufet früh und spöthe:
Gepriesen sei der Göthe!

Wenn sollte nicht ermahnen
Der gottvergess'ne Faust,
Der auf des Lasters Bahnen
Der Hölle zugesaust!
D'rum lod're die Rakethe:
Gepriesen sei der Göthe!

In seinen Elegieen
Hat er sich nicht genirt,
Man hat's ihm gern verziehen,
Daß man sich alterirt;
D'rum thu' auch ich nicht spröde:
Gepriesen sei der Göthe!

Als alter Musenpriester
Trieb er Chinesisch noch,
Und war er gleich Minister,
So nahm er Zeit sich doch;
D'rum riefen seine Räthe:
Gepriesen sei der Göthe!

Er hat gemalt, gezeichnet,
Fleißig botanisirt,
Und hat sich angeeignet,
Was sonst den Menschen ziert;
D'rum, blies er auch nicht Flöthe:
Gepriesen sei der Göthe!

Selbst an der Farbenlehre
Schrieb dieser große Mann,
Und das ist doch so schwere,
Daß man nur staunen kann;
D'rum, ob man mich auch tödte:
Gepriesen sei der Göthe!

Bettina, die so kindlich,
Sprach ihn als Freundin an,
Auch sagt' er Vieles mündlich
Dem treuen Eckermann;
D'rum noch als alter Schwede:
Gepriesen sei der Göthe!

Daß ein Genie nicht rauche,
Daß hat er selbst gesagt,
Ob allzuvielem Lauche
Hat er in Rom geklagt,
D'rum war ihm auch so öde:
Gepriesen sei der Göthe!

Bei seinem Freund, dem Schiller,
Ist ihm die Zeit entfloh'n,
Auch sprach er mit dem Müller
Und mit Napoleon;
D'rum sprach auch der zum Wrede:
Gepriesen sei der Göthe!

In seinen alten Tagen,
Bescheidener als nie,
Beschrieb er mit Behagen
Seine Biographie;
D'rum, ohne Widerrede:
Gepriesen sei der Göthe!

Als Weisester der Weisen
Starb er im Tode ab.
Ach, jeder sollte reisen
An sein berühmtes Grab,
Worauf ich schreiben thöte:
Gepriesen sei der Göthe!

Biedermaier's Hymnus auf Schiller.

Mel.: „Das Essen ꝛc.“

Wer wird nach Kloppstock fragen,
So lang der Schiller geht,
Wer sich mit Platen plagen,
Den Niemand nicht versteht?
Komm' einer her, was will er?
Er findet es bei Schiller.

Das Menschenherz zu rühren,
Gelang ihm früh und spat,
Man kann es declamiren,
Was er gedichtet hat;
Des Lebens höchste Zieler
Erflog der muth'ge Schiller.

Niemals in frechen Scherzen,
Verletzt' er die Moral,
Ihm ging ja stets zu Herzen
Das große Ideal;
Kein Mensch war difficiler
Als seiner Zeit der Schiller.

Auf allen seinen Blättern
Ist Tugend und Geduld,
Und an den griech'schen Göttern
Ist mehr der Göthe schuld,
Denn immer zeigt als Schüler
Sich der erhab'ne Schiller.

Zwar manchmal wollt' er weichen
Vom rechten Pfad abseits,
Doch kroch er dann desgleichen
Auch wieder gern zum Kreuz,
Und nicht um's Leben fiel er
Vom lieben Gott ab, Schiller.

Daß er das Laster haßte,
Zeigt deutlich Karl von Moor,
Mit Bürgerglück nicht spaßte,
Kommt in Fiesco vor,
Doch war er gar kein Wühler,
Der edelherz'ge Schiller.

In der Kabal' und Liebe,
Merkt man, was ehrbar ist,
Der Freundschaft hohe Triebe
Man in Don Carlos liest;
Den Posa und den Miller
Erfindet nur ein Schiller!

Die Religion vergöttert
Er in der Jungfrau hell,
Die Tyrannei verwettert
Er kühn in Wilhelm Tell;
Ein Scheußlichkeitsverhüller
War niemals Friedrich Schiller.

Des Schicksals dumpf Getöse
Bricht in der Braut herein,
Und als gefall'ne Größe
Warnt uns der Wallenstein;
Denn keinen rothen Heller
Giebt auf den Ehrgeiz Schiller.

Und die Marie Stuart
Nimmt auch kein gutes End',
Schon darum dürft in Stuttgart
Besteh'n sein Monument,
Deß fürstlicher Enthüller
Entschädigt hat den Schiller.

Getilgt sind seine Schulden!
Und Cotta oben an
Hat mit viel tausend Gulden
Die Kinder abgethan;
Ach, Metzger oft und Müller
Verklagten ehmals Schiller.

Doch jetzt ist er im Himmel,
Und jetzt geht es ihm gut,
Wo er vom Weltgetümmel
Auf einem Lorbeer ruht.
War einer braver, stiller,
Als der bescheid'ne Schiller?

Die eingefall'nen Backen
Schwillt jetzt ein Zephir an,
Von vorn und hinten packen
Ihn große Männer an,
Stets lichter und stets heller
Wird unser schöner Schiller.

Deß freu'n sich alle Menschen,
Die für das Gute sind,
Und böses kann ihm wünschen,
Nur wer ihn gar nicht kennt;
Denn Schlegel nur und Kriller
Mißhandeln unsern Schiller.

Sein Fürst verstund ihn besser,
Da herrscht' nur eine Stimm'!
Er macht ihn zum Professor
Und gab den Adel ihm;
D'rum, mit dem höchsten Triller
Schließ' ich mein Lied auf Schiller!



Badekuren.

Eine Schwalbe macht keinen Sommer, der Kalender auch nicht.

Aber, wenn der Mai seine Visitenkarte abgegeben, mit den vom Potsdamer Verein bis jetzt noch nicht angegriffenen Fremdwörtern „p. p. e.“; wenn die Tage immer länger, die Kleider immer kürzer werden, wenn Pankratius und Co., mit Zurücklassung diverser Schnupfen und Hexenschüsse, sich auf die Socken gemacht, wenn an der Börse des Fensters der Cours des Quecksilbers von Tag zu Tag steigt, von 10 auf 15, von 15 auf 20, als ob eine Quecksilber-Contremine und ein Fixer-Regen gar nicht existirte, wenn die Vossische laut und vernehmlich es ausposaunt, daß die Perser das Pulver erfunden, — für Alles was kriecht, von Stuttgart bis Paris und von Petersburg bis Frankfurt: dann ist es Zeit, an die Existenz des Sommers zu glauben.

Führwahr, Socrates war ein weiser Mann, nicht weil er mit Würde (wie alle Xan-Tipographen versichern) sein Kreuz, nicht weil er mit Ergebung die Schläge des Schicksals, sondern weil er — kein Hemde getragen.

Uns, die wir vor der Socratischen Manier nichts wissen wollen, uns hält dafür der Kalender eine ganz gehörige Straf-

predigt. „Im Schweiße Eures Angesichts sollt ihr Euer Brod essen; Ihr sollt von Euch abthun allen Ueberfluß an Nacht-Jacken und Crinolines, und kein Deutscher resp. Berliner wird ein solches Schaf sein, jetzt noch Wolle auf dem Leibe zu haben. Seht, die Sommersaison ist in ihrer Blüthe! An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen, die Blüthe nämlich, aber auch an den Staubfäden, die die Luft erfüllen. Wisset, Staub ist Alles um Euch her, und wehe Euch, wenn Ihr Euch nichts aus dem Staube macht, aber wohl Euch, wenn Ihr Euch rechtzeitig oder recht zeitig aus dem Staube macht, wenn Ihr geht den Weg alles Fleisches — nach den Bädern."

Die Wirkung einer solchen Predigt bleibt nicht aus, wie kurz sie auch ist, oder eben weil sie kurz ist. Der Mann muß hinaus in's Badeleben, die Frau aber auch. Eine Badereise ist kein Luxus-Artikel mehr, seitdem der Luxus selbst eine Nothwendigkeit geworden. Der Luxus treibt in die Bäder, weil die Bäder Luxus treiben. Baden ist ein Naturgesetz. Trotz aller Wuchergesetze schießen alljährlich neue Bäder wie Pilze aus der Erde, um der Trockenheit des Sommerlebens die Spitze abzubrechen. Was ist einfacher, als die Logik, die sich sagt: Die Bäder sind nicht umsonst da, und mit dieser schlagenden Logik geht ein allgemeines Jucken durch die große gute Haut des skrophulösen Menschengeschlechts.

O, daß sie ewig grünend bliebe, die schöne Zeit der sauren Gurken. Ja, es ist eine schöne Zeit, die saure Gurkenzeit, oder, wie Mazzini sagt, das dolce far niente, oder, wie der Bundestag sagt, die Ferien. Der Sommer wäre wahrhaftig nicht halb so schön, wenn es keine Ferien gäbe. Es war eine Zeit, wo nur die Schulkinder und der Bundestag Ferien hatten. Das ist nunmehr ein überwundener Standpunkt. Ferien sind kein Monopol mehr. Wir dürfen Alle Kinder oder Bundestag sein. Nach einem still-

schweigenden Uebereinkommen, nach dem modernen Contrat social hat auch das Theater Ferien, die Kritik hat Ferien, die Gerichte haben Ferien, die Aerzte und Prediger machen sich Ferien, Gesandte und Minister haben Ferien, die ganze Weltgeschichte — hat Ferien.

Was aber heißt Ferien? Die wörtliche Uebersetzung von „Ferien" ist: ein Bad besuchen, oder — zwei oder mehrere Bäder. So übersetzt das Wort der Engländer und Russe, der Franzose und — der Deutsche.

Der balneologischen Völkerwanderung gehen mancherlei charakteristische Symptome voraus. Um zu reisen, braucht man Geld, und der nervus verum liegt oft so versteckt, daß er erst durch die nöthigen Instrumente bloß zu legen ist. Darum werden von allen Seiten Staatspapiere, Eisenbahn-Aktien, Banknoten für's Bad vorbereitet, d. h. flüssig gemacht, und an den Börsen drückt sich der Cours, weil wir — uns drücken. Die Papiere verändern nur ihren Aggregatzustand. Sie werden erst zu Geld und dann im Wasser — zu Wasser gemacht. Viele benutzen die Pumpwerke, ehe sie in's Wasser gehen; Nadeln, Uhren, Brillanten, Gold und Silber werden wie Pflanzen versetzt, an einen Ort, wo ihnen eine Nummer aufgepfropft wird, und ihre rechtlichen Besitzer haben, nach ihrer Rückkehr nur ein kleines Pfropfengeld zu zahlen, um die exotisch gewordenen Pflanzen wieder auf den heimischen Boden zurückzubringen.

Wer irgend Anspruch darauf macht, zur fashionablen Welt zu gehören, der muß in's Bad. Denn für die moderne Weltanschauung zerfällt das Jahr nicht in Jahreszeiten, sondern in Saisons. Es giebt eine Theater-Saison, eine Concert-Saison, eine Ball-Saison, eine Carneval-, eine Jagd-, eine Bade-Saison, und was jede Saison für Gesetze vorschreibt, denen muß der homme du monde sich nothwendig unterwerfen. Er muß ebenso die Pariser Cravatte mit der Schleife tragen,

als Quadrille à la Cour tanzen, er muß ebenso bei den Subscriptionsbällen seine Beine, als beim Roulette in Homburg und Baden seine Friedrichs und Louis springen lassen. Ja, wer nur eine Seele sein nennt und einen Hundertthalerschein, und wäre es selbst einer von der Meininger Bank, er muß seine wasserdichten Siebenmeilenstiefel anziehen und in's Wasser gehen. Es ist dies auch ganz in der Ordnung. Die abgelaufenen Räder der Maschine müssen wieder einmal geschmiert, die welk gewordene Laune begossen, das staubig gewordene Temperament frisch aufgespritzt, die unreinen Gedanken gewaschen und das versandete Schiff der Lebenslust im Bade- und Brunnenwasser wieder flott gemacht werden. So will es die Diätetik des neunzehnten Jahrhunderts, das — seine große Majorität hinter sich hat.

Wohin aber? Das ist eine höchst kritische Frage. Von allen Bädern, die ihren Beruf erkennen, ergeht der Hülferuf an alle Leiden, die von Hippokrates bis zu Hoff dem armen Menschengeschlecht als Erbtheil der Erbsünde zugefallen. Wie es Mädchen für Alles, Girardins für Alles, Schirme für Alles giebt, so giebt es auch En tout cas von Bädern, die auf das Verdienst eifersüchtig sind, den Menschen die verlorene Gesundheit wiederzugeben. Die schmeichelndsten, süßesten Reden brechen sich Bahn zu Brust und Unterleib, die heiligsten Versprechungen und Zusicherungen appelliren an den deutschen Magen, die Quellen der Hoffnung halten Zwiesprache mit der habituellen — Hypochondrie, die geistreichsten Proklamationen verkünden die Befreiung des einigen Deutschlands von seinen herrschenden Schwächen, und wer nicht ganz starr und unempfänglich geworden für Soda und Salz, für Schwefel und Stahl, für Gas und Schlamm, der wird einen Entschluß fassen müssen.

Die Wahl eines Bades ist meist noch schwieriger, als die Kammerwahlen. Die Frau hat, vermöge einer angestamm-

ten Befähigung, immer eine Virilstimme, für deren Geltendmachung sie sich vorzugsweise des Doctors und des Hausfreundes bedient. Der Doctor wählt nach der Constitution und in Rücksicht auf die Kur, der Hausfreund nach dem landesüblichen Gesetz des Vergnügens und in Rücksicht auf die — Cour. Der Ehemann aber hat nur ausnahmsweise ein Wahlrecht, da er in dem Wahlkreis der Familie meist als nicht majorenn gilt. Dagegen hat er das ausschließliche Recht, die Diäten zu bezahlen. In Folge dieser allerdings eigenthümlichen Verfassung wird in der Saison die Ehe meist auf sechs, acht Wochen provisorisch getrennt und das Junggesellen-Standrecht des unverletzlichen Cölibats für diese Zeit proclamirt. Muß sie also ein warmes Bad haben, so ist ihm ein kaltes unbedingt nöthig, braucht sie Stahl, muß er Schwefel haben, verlangt ihr Zustand Salz, muß er sich kalt begießen lassen, will sie in Baden Trente spielen, muß er in Wiesbaden Quarante oder selbst Trente et Quarante spielen.

Gewiß, die verschiedenartigsten Wünsche und Hoffnungen, Absichten und Aussichten treiben die wassersüchtige Gegenwart in die Bäder. Das Alter geht in's Bad, um jung zu werden. Manche Frau geht hin, der Kinder wegen, die sie hat, manche, um der Kinder wegen, die sie nicht hat. Der große Familienvater will sich von seinen Würmern losmachen, und junge Greise suchen persönlichen Schutz vor den Verfolgungen des alten Zittmann. Die große Kinderstube wird nach Rehme, nach Kreuznach oder nach Kösen verlegt, um das junge Geschlecht auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege gehörig versoolen zu lassen. Der Börsenmann verläßt seine Goldquelle und speculirt auf die Mineralquelle, um den Ultimo seines staatspapierenen Lebens möglichst weit hinauszuschieben. Wer zu viel Wein getrunken und durch häufigen Katzenjammer auf den Hund gekommen, den treibt der homöopathische Instinct zur Traubenkur nach Meran, und wem

das Lernen und Studiren zur zweiten Natur geworden, der will in den Bädern und Bergen noch einmal die erste kennen lernen. Mancher knotige Staatshämorrhoidarius will sich von den Najaden den Kopf waschen oder von den mit Fichtennadeln bewaffneten Nymphen den Rücken peitschen lassen, um — mit der Vergangenheit quitt zu werden. Das junge Fräulein denkt in der Gegenwart des Futuri und Rebecca's, die auch am Brunnen einen Mann gefunden. Der Lebemann will die Festung seines Magens aushungern für einen neuen Austern-Winterfeldzug, oder er will Buße thun und beichten seine leiblichen Sünden. Sein Codex, der bekannte Codex Pietschianus, lautet: Elf Monate sollst du trinken, vier Wochen aber sollst du trinken und — baden. Reumüthig und rheumatisch überläßt er sich dem modernen Beichtstuhl und in demüthiger Hingebung opfert er seinen reißenden Fluß der alle bösen Flüsse verschlingenden Quelle. Groß ist die Zahl der Pilger, die hier ihre Absolution erwarten. Was die Berliner Blonde gefehlt, was der baierische Bock gesündigt, was der Kümmeloffizier Subordinationswidriges gethan, was die französischen Rothen, der Vater Rhein und die Wittwe Cliquot verbrochen, über alles das soll die Lethe des Mineral-Schwefel-Moor-Schlamm-Bades eine unbeschränkte Amnestie aussprechen.

Der berühmte Liebig hat gesagt, man könne die Civilisation eines Volkes nach dem Verbrauch der Seife abschätzen. Uebersetzen wir uns dies in's Deutsche, so heißt das: Je mehr Seife wir brauchen, also je schmutziger wir sind, desto civilisirter dürfen wir uns nennen. Es liegt darin eine große, höchst schmeichelhafte Wahrheit, die mit gleichem Rechte auch auf den Gebrauch der Bäder ihre Anwendung findet. Denn die Zahl der Badordensritter ist Legion. Die große Bade-Epidemie läßt kaum eine Familie unverschont. Die großen Staaten gehen voran, die kleinen bleiben nicht zurück. England und Rußland,

Frankreich und Oesterreich schicken ohne Conferenzen, ohne Noten und Protokolle, ihre großen Armeen in den Ocean der Mineralquellen und Bäder, selbst Reuß, Greiz und Schleiz stellen ihr Contingent, und auch Liechtenstein schickt seine 20 Mann, seine 30 Frauen mit obligater Kinderbegleitung in den Kreuzzug der allein selig machenden Najade. Gott sei Dank, Deutschland ist einig!

Es wäre eine würdige Aufgabe der statistischen Congresse gewesen, die Zahlenverhältnisse der Bäder festzustellen. Man müßte erfahren, wie der Besuch der Mineralbäder, Seebäder, Schlammbäder, Fichtennadelbäder, der Wasserkur-, Molkenkur- und Traubenkurorte von Jahr zu Jahr gewachsen, man müßte die Durchschnittszahl des Aufenthaltes an Wochen, Tagen und Stunden constatiren, man müßte erfahren, wie viel Geld die Pilger alle todtgeschlagen, wie sich die Badegäste nach Alter, Stand und Geschlecht gruppiren. Es wäre beispielsweise vom höchsten wissenschaftlichen Interesse, festzustellen, wie viel Rentiers und Bankiers im letzten Sommer die Bäder besucht, wie viel Theologen, Philologen, Geologen, Pharmakologen, Physio- und Psychologen, wie viel Stadträthe, Steuer-Räthe, Gewerberäthe, Gemeinderäthe, Hofräthe, Staatsräthe, Finanzräthe, Kriegsräthe, Posträthe, Sanitätsräthe, Medicinal-Räthe, Justizräthe, Geheime und wirkliche Geheimräthe, wie viel Dirigenten, Assistenten, Disponenten, Präsidenten, Professoren, Assessoren, Revisoren, Calculatoren, Conditoren, Collaboratoren, Auscultatoren, Registratoren, Doctoren, Pastoren, Direc-, Lec-, Inspec- und andere Thoren, wie viel Lithographen, Kalligraphen, Typographen, Xylographen, Geographen, Steno-, Photo- und Reichsgrafen, wie viel Commissariusse, Justitiariusse, Referendariusse, Diätariusse und Supernumerariusse. Welch' reiches Material für die statistische Forschung!

Daß die Erfolge der Bäder nicht immer die gewünschten sind, ist dem Menschenfreund längst kein Geheimniß mehr.

Ueber die Erleichterung der Taschen geht bei Vielen die Erleichterung nicht hinaus. Manche schwache Dame kehrt um eine Schwäche reicher zurück, manche hat den Moses nicht gefunden, den sie, wie einst Pharao's Tochter, in den Wellen gesucht hat. Das Wasser der Flüsse und Meere reicht nicht aus, Alle rein zu waschen und alle verstockten Säfte zu erweichen. Das Meer verschluckt manches Uebel, wie einst den Propheten Jonas der Wallfisch, giebt es aber oft genug bald wieder von sich, und — Uebel bleibt Uebel. Die Fichtennadeln stechen wie Gewissensbisse, aber das verhärtete Podagra bleibt ungerührt und ungebessert. Das russische System des Peitschens thut auch seine Schuldigkeit, ja, mancher Badewärter potenzirt seine offiziellen und unoffiziellen Hiebe aus persönlicher Neigung, aber die pädagogisch-medicinischen Schläge richten oft wenig aus. Die Douche und die Brause fallen wie die Geister der strafenden Nemesis auf den höchstgestellten Theil des Körpers, das mit Mondeslicht das frühere Leben seines Inhabers beleuchtet, aber die Najaden werden ohnmächtig, Bacchus und Venus gegenüber, zu denen Merkur sich nicht selten mit dem Wunsche gesellt: Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte. Mit dem freudigsten Ausruf: Hic haeret aqua! begrüßt mancher abgelagerte Staatskünstler die Quelle, die vermeintliche Quelle des Heils und der Heilung. Aber schon nach einigen Wochen übersetzt Fama jene lateinische Hoffnung in's ächt Deutsche: Hier liegt der Hund begraben! — Indeß, was thut's, das Leben ist der Güter höchstes nicht, und

Balnea, vina, Venus corrumpunt corpora nostra
At vitam faciunt balnea, vina, Venus.

Badekuren, Lieb' und Wein
Mögen Vielen schädlich sein.
Aber Bäder, Lieb' und Reben
Bringen erst in's Leben — Leben!

A. Löwenstein.

Theorie, Technik und Praxis des „Pumpens."

Eine Vorlesung für Histrionen.

Indem ich, geehrte Histrionenversammlung, Ihre Blicke auf das obige Thema richte, muß ich mir Ihre geschätzte Aufmerksamkeit um so dringender erbitten, als dieses Thema bekanntlich ein Ihnen vollkommen fremdes, ja geradezu naturwidriges ist. — Es gehört zu einer der wohlbegründetsten Klagen, daß die Schauspieler durch ihre grenzenlose Abneigung gegen alles und jedes Creditnehmen dem Zartgefühle des industriellen und besitzenden Publikums nicht nur fortwährend die kränkendste Beleidigung zufügen und dessen materielle Interessen auf's Empfindlichste gefährden, sondern auch dem allgemeinen Vertrauen, auf welchem schließlich aller geschäftliche Verkehr beruht, jede Gelegenheit zur Wirksamkeit abschneiden. — Es ist in mehreren deutschen Handelskammern darauf gedrungen worden, daß die Schauspieler, nöthigenfalls durch gesetzlichen Zwang, dazu angehalten würden, ihr philiströses System des ewigen Baarbezahlens aufzugeben und sich der Neuerung des Creditnehmens zu fügen. Allein diese weisen merkantilischen Gesetzgeber scheinen hierbei zu vergessen, daß sie da vom

Schauspieler Etwas fordern, wozu es ihm vollständig an Neigung, Kenntniß, Geschick und Erfahrung gebricht; die Geld- und Geschäftswelt wird es mir also Dank wissen, daß ich die Welt der Bretter über diesen unbekannten Gegenstand aufkläre.

Eine Pumpe ist eine mechanische Vorrichtung, um Flüssigkeiten, die man an der ersten Quelle nicht schöpfen kann, mittelst eines Schwengels, der Erde abzutrotzen. Pumpen bedeutet also die Thätigkeit des Schöpfens. Wenn also, par exemple ein Schauspieler gewisse Flüssigkeiten, sage Bier, Wein oder Spirituosen, nicht auf üblichem Wege aus der Quelle zu schöpfen vermag, und sich zur künstlichen Hebung derselben eines Galgenschwengels von creditgebenden Wirthes bedient, so lautet der technische Ausdruck dafür: der Schauspieler pumpt. Pumpt jedoch eine Schauspielerin, so bedient sie sich nicht sowohl eines Galgen- als eines Ladenschwengels. Nur flüssige Stoffe können gepumpt werden, denn selbst die compactesten Dinge werden durch diese Procedur flüssig gemacht. — Es ist noch keinem Sterblichen eingefallen, eine gepumpte Flüssigkeit wieder in die Pumpe zurück zu gießen. Es folgt hieraus der richtige Lehrsatz: daß Zurückerstattung des Gepumpten vollständig gegen die Theorie läuft und durchaus vermieden werden muß! — Was den Apparat des Pumpens betrifft, so ist derselbe, je nachdem, einfach oder complicirt. Die einfachste Construction ist in der Bildsäule des „Borghesischen Fechters“ symbolisirt, weil sie sich mit solchen Lappalien befaßt, daß ihre Wirksamkeit eben so gut „borgen“ als „fechten“ genannt werden kann. Diese Maschine muß häufig geschmiert werden, denn sie arbeitet nur von einem Gage-Tage zum andern. Die kunstreichste und wirksamste in dieser Beziehung ist die „Perpetuum-Mobile-Luftpumpe“, welche der Schauspieler Chrysostomus Titus Nero Brüller, welcher seinen Collegen um ein Jahrtausend voraus war, im Schuldarreste erfand und welche von der Executionskommission

des Stadtgerichts patentirt und von der Deputation für Wechselsachen in feierlicher Sitzung gekrönt wurde. Brüller beschreibt sein System im dritten Bande seiner Memoiren folgendermaßen: „Ich, Brüller, pumpe mir von meinem Freunde A. einen Thaler und verkneipe denselben. Dann pumpe ich von B. zwei Thaler und bezahle A.; bleibt Rest oder vielmehr Reinertrag: ein Thaler, den ich verkneipe. Natürlich pumpe ich zunächst von C. drei Thaler, bezahle B. und verkneipe wiederum den wohlerworbenen Thaler u. s. w. u. s. w. Gesetzt, ich hätte meine Finanzoperation am 1. des Monats begonnen, so ist am 24. mein Alphabet zu Ende. Ich habe 24 Tage geknippen, habe 24 Pumpen angelegt, und habe doch nur einen Gläubiger, nämlich Z. mit 24 Thalern Preußisch Courant. Allein, was thut das? bin ich nicht dreiundzwanzig Leuten als pünktlicher Zahler bekannt? und wenn Z. in der That „unangenehm" würde, würden nicht diese Dreiundzwanzig ihm sofort voll Indignation zurufen: „Brüller ist ein Ehrenmann!" — „mir hat er fünf Thaler!" — „mir zehn!" — „mir zwanzig!" — „und mir sogar dreiundzwanzig Thaler bezahlt!" — Und könnte ich nicht, wenn es mir beliebte, diese sämmtlichen 23 Pumpen da capo begehren und dadurch ein Resultat von 276, sage zweihundertsechsundsiebenzig Thalern erzielen, dem elenden Z. seine lumpigen 24 Thaler mit Hohn vor die Füße werfen und einen gräßlichen Eid schwören, bei dem mißtrauischen Knicker nie wieder zu pumpen? — „Allein", fraget ihr, „wie endet es in diesem Falle mit den Herren A. bis Y.?" — Wie? ganz wie in einer wohlregulirten Schulstube: wenn ein Alphabet zu Ende ist, fange ich ein neues an! Probatum est!

So weit Brüller. Und glauben Sie mir, Verehrte, wenn Brüller aus seinen Alphabeten ein Buch zusammensetzte, dieses Buch wäre interessant genug, um vierundzwanzig Auflagen zu erleben, und — das ist der Humor bei der Sache!

— sämmtliche Creditoren=Alphabete zu bezahlen! — Ich werde mir die Freiheit nehmen, auf diese und andere Theorieen des genialen Brüller bei Gelegenheit ausführlicher zurückzukommen; für heute nur noch eine Bemerkung. Es ist nicht unmöglich, daß trotz dieser glänzenden Explication Ihr in Eigenthumssachen allzu zartes Gewissen sich dennoch sträuben könnte, diese Methode pour corriger sa fortune zu adoptiren. Glücklicherweise bin ich in der Lage, Ihr nervöses Gewissen vollkommen beruhigen zu können. Betrachten Sie das Universum von Anbeginn! Borgen und Verleihen sind die beiden Grundprincipien, die in steter Wechselwirkung es erhalten und tragen. Entlieh der Schöpfer nicht von sich selbst das Ebenbild für die freie Bearbeitung des Menschen? Leihet die Sonne nicht ihr Licht an die Gestirne? Der Glaube verleihet Zuversicht, die Wahrheit verleihet Kraft, die Schönheit verleihet Reiz; und das Höchste, wonach wir streben, Lorbeeren, Titel und Orden, sie werden verliehen! Borgte nicht Jupiter einem Stier und einem Schwan ihre Gestalten ab? Borgen Sie selbst nicht allabendlich tausend Gestalten, Formen, Trachten, Gesichter, Töne, Stimmen, Nasen, Busen und Waden? — Kurz, wohin Sie blicken, vom Urbeginn der Welt bis zu dieser Stunde, in welcher Sie mir ein williges Ohr leihen, Nichts als Borgen, Nichts als ein großes, universelles ewiges „Pumpen!“ — Wer von Ihnen also einen Funken wahren Künstlerthums in sich trägt, der gehe hin und pumpe; aber nie einen Heller mehr — — als er bekommen kann!



Gardinen-Predigten.

Von H. D.

Als Caudle's Sohn den Nachlaß seines seligen Vaters — eines biederen Holländers — ordnete, fiel ihm ein Paquet Manuscripte in die Hände, mit der Aufschrift:

„Gardinenpredigten,
von Frau Magdalene Caudle ihrem getreuen und geduldigen
Zuhörer Job Caudle gehalten."

Daß der um seine ihm nach dreißigjähriger Ehe entrissene Gattin trauernde Caudle, die in den Abendstunden dieser langen Zeit über deren beredte Lippen geflossenen Ermahnungen und Belehrungen so treulich niedergeschrieben hat, beweist wohl zur Genüge, daß Madame nicht tauben Ohren predigte.

Sträubte sich nun auch das Zartgefühl des guten Sohnes dagegen, Familiengeheimnisse der Oeffentlichkeit zu übergeben, so schien doch die Aufschrift des Manuscriptes zu deutlich auszusprechen, der Inhalt der Predigten solle der Vergessenheit entrückt werden und so übergab uns der junge Caudle das werthvolle Paquet. Zum Nutzen und Frommen unserer schönen

Leserinnen und unserer dem armen alten Caudle gewiß in seinen meisten Fehlern ähnelnden Leser, welchen Letzteren wir beiläufig dieselbe Ruhe und Ausdauer in gleichem Falle wünschen, übertrugen wir denn nun ein und die anderen dieser köstlichen abendlichen Ermahnungen aus dem Holländischen in's Deutsche, lassen dieselben hier folgen und dürfen wohl hoffen, daß ihnen einige Aufmerksamkeit geschenkt wird.

1.

(Madame Caudle ist bei ihrer guten Mutter gewesen. Herr Caudle hat diese Gelegenheit benutzt und einige gute Freunde zu sich eingeladen.)

Es ist doch eine Schändlichkeit, Caudle, wenn ich bedenke, daß ich nicht den Rücken wenden darf, daß ich keinen Tag aus dem Hause gehen kann, ohne daß Du aus diesem ein Kaffeehaus, ja eine Kneipe machst. Ich dachte mir es aber gleich, daß etwas dahinter steckte, als Du mir so zuredetest, ich solle doch lieber über Nacht bei meiner kranken Mutter bleiben, gleichsam aus Besorgniß, ich könne mich beim Nachhausegehen erkälten. O Du thatest so liebenswürdig und so besorgt um mich, aber dieses nur, um Deinen Plan zu bemänteln. — Puh! nicht in vier Wochen bekomme ich den verteufelten Tabaksgeruch aus den Stuben und die Gardinen sind auch ganz schwarz davon geworden.

Dann solle ich sie wieder waschen?

Du hast gut schwatzen. Vor vierzehn Tagen sind sie erst gewaschen; das weiß ich aber lange, daß eine ordentliche, haushälterische Frau für Dich das ist, was eine Perle für die Sau bedeutet. Du hättest eine vornehme Dame zur Frau müssen haben, die Dich so unglücklich gemacht hätte, wie ich dieses fortan zu thun gedenke. Aber so ist es: Frauen, die sich nicht um ihren Haushalt bekümmern, werden höher geachtet, als

solche brave Frauen, wie ich eine bin; 's ist schlimm genug. Und wie sieht der Teppich aus, der ist durch die schmierigen Stiefel so gut wie verdorben und nun noch das Loch beim Ofen. In meinem ganzen Leben ist ja nicht eine solche Wirthschaft hier gewesen. Warum ladest Du denn Deine Freunde nicht ein, wenn ich zu Hause bin, wie es andere Männer thun? Du läßt sie lieber wie Diebe und Räuber in das Haus, wenn ich fort bin. Es muß eine schöne Art von Herren sein, die sich nicht getrauen, der Hausfrau vor die Augen zu treten.

Das könntest Du nicht sagen?

Aber ich kann es: was bedeuten denn sonst die Masse Flaschen, die in der Küche stehen? Ich habe den Muth nicht gehabt, sie zu zählen. Und daß Ihr Punsch getrunken habt, das beweisen die Masse Citronenschalen, die Ihr fortgeworfen habt.

Woher ich das weiß?

Von Hannchen, die es mir gesagt hat. Warum braucht Ihr sie denn da wegzuwerfen? Was sagst Du? Ich solle aufhören zu schimpfen, sonst wolltest Du ausziehen? Ei nun, wenn Du Dich nicht bald änderst, wird Dich Niemand in's Haus nehmen. Ein volles Pfund Zucker war im Kasten, als ich fortging und nun ist kein Krümelchen mehr da. Denkst Du denn, ich kaufe den Zucker dazu, daß Du für hundert Mann Punsch davon machst. Was sagst Du?

Es waren keine Hundert?

Das thut nichts dazu, desto größer ist die Schande, denn Ihr habt für hundert Mann getrunken. Ich kann für mein Wirthschaftsgeld keinen Zucker kaufen, um die halbe Welt mit Punsch zu tractiren.

Du verlangst das auch nicht?

Das wäre auch noch hübscher, aber will ich einmal Extrageld zu einem Pfund Zucker, da ist der Teufel los. Freilich,

der Herr, der kann an einem Abend einen Hut Zucker verthun, aber —

Nein, ich will nicht schlafen, will auch Dich nicht schlafen lassen. Wärst Du gestern Abend zur richtigen Zeit zu Bett gegangen, würdest Du heute nicht so schläfrig sein. Ich soll wohl nicht einmal ein Wort dazu sagen, wenn Du das Haus voll Leute einladest und mit ihnen ein Leben führst, wie Gott in Frankreich.

Und da stehen nun meine schönen gemalten Porzellantassen, die ich so lange habe, wie wir verheirathet sind; für kein Geld der Welt hätte ich die Jemanden gegeben, da stehen sie nun mit zerbrochenen Henkeln. Und was das Schlechteste, das Gemeinste aber ist, das ist, daß Du auch noch thust, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, Du hast sie ruhig mit den Henkeln nach hinten wieder hingestellt, als wären sie gar nicht gebraucht worden.

Du weißt nichts davon?

Und Du kannst da so ruhig da liegen und so gräulich lügen? Du weißt es recht gut, daß der einfältige Müller dagegen gestoßen hat. Ja, Du weißt das recht gut, aber es berührt Dich nicht und wenn er dabei mein Herz mit zerstoßen hat; ja, ich weiß, daß Du noch darüber gelacht hast.

Ihr habt mich auf alle Art und Weise verlacht und verspottet. Und dem Portrait meiner lieben Tante noch einen Bart anzumalen, ist das nicht eine himmelschreiende Schande? Ja, lache nur noch, das ist doch zu abscheulich.

Du lachst nicht?

Und doch schuddert Dein ganzes Bette, so lachst Du. Caudle! Du thust immer so, als hieltest Du so große Stücke auf meine gute Tante und Du ließest es zu, daß sie ihr einen Schnurr- und Backenbart anmalten? Pfui, schäme Dich! Und von meiner schönen Punschterrine, die ich noch von meinen

Mädchenjahren her habe, in denen ich, ach, noch so glücklich war, wer hat denn von der den Henkel abgebrochen?

Nein, auch davon weißt Du natürlich nichts, Caudle, das ist schändlich, noch kein Rißchen hatte sie, ach, ich könnte weinen, wenn ich sie ansehe. Ach, schwatz' doch nicht, daß sie keine zwei Groschen werth war, Du hast noch keine gekauft, was weißt Du denn da, was eine werth ist. Vier Gläser sind auch entzwei, so viel habe ich bis jetzt gesehen. Morgen finde ich gewiß noch ein Dutzend wenigstens, die zerbrochen sind.

Und der kattunene Regenschirm, wo ist denn der geblieben und wer hat denn den Schellenzug abgerissen? Das möchte ich wohl wissen. Gleich, als ich nach Hause kam, habe ich auch gesehen, daß von dem einen Stuhle ein Bein abgebrochen ist und — hier, schreibt Caudle, erbarmte sich Morpheus meiner, denn ich schlief ein und ich glaube, ich schnarchte sogar.

2.

Caudle ist Mitglied einer Liedertafel geworden.

So viel ist sicher und gewiß, so eine arme geplagte Frau, wie ich eine bin, läge besser im tiefen Grabe, als im weichen Bette. Nein, Caudle, ich kann nicht schlafen.

Ich soll Dir lieber Morgen sagen, was ich Dir zu sagen hätte?

Gott bewahre, denke gar nicht daran, ich habe nun einmal Lust, es Dir jetzt zu sagen. O ja, mein Herr, zu Hause kommen, wenn es Dir beliebt, 's ist schon über ein halb 1 Uhr

— und mich dann zwingen wollen zu schweigen, damit Du schlafen kannst. Da wäre es doch besser, ich würde gleich eine Sclavin, da wüßte ich es doch nicht anders.

Also Du bist wirklich Mitglied einer Gesellschaft geworden und noch dazu von einer Liedertafel? Nun, einen hübschen Gesang möget Ihr wohl vollführen, das kann ich mir recht lebhaft vorstellen, aber ich werde mich bedanken, ferner bei Dir zu bleiben, um mich mit zu Grunde richten zu lassen. Ich nehme die Kinder mit mir und Du kannst Dir zum Haushalten nehmen wen Du willst, so lange nämlich überhaupt noch etwas da ist zum Haushalten und das dauert gar nicht lange, so viel steht fest.

Es ist mir rein unbegreiflich, wie Du so einen ganzen Abend in der Kneipe zubringen kannst.

Um eine anständige Unterhaltung zu haben?

O ja, Caudle! O ja, um eine anständige Unterhaltung zu haben, da muß man in die Kneipe laufen. Wo da die anständige Unterhaltung herkommen soll, möchte ich wohl wissen, wenn es nicht etwa Biertrinken im stinkenden Tabaksqualm ist. Als Du neulich dort gewesen warst, habe ich acht Tage lang Kopfschmerzen von dem Gestanke gehabt.

Aber ich weiß wohl, wer Dich in's Verderben bringt, es ist weiter Niemand, als der Galgenvogel, der Müller. Eine Frau hat der nun schon hinuntergebracht, und nun ruht er nicht eher, als bis es Andere auch so machen wie er. Ach, ich weiß es recht gut, Caudle, daß Du nicht auf mich horchst, Du willst nur glänzen vor der Welt, aber die Leute sollen es erfahren, wie Du Dich gegen mich beträgst, da verlaß Dich darauf.

Wer seinen eigenen Heerd verlassen kann, um in einer Kneipe den ganzen Abend zu sitzen, um zu trinken und zu rauchen, unter Menschen, die alles Mögliche anstellen müssen, um sich nur vor dem Galgen zu retten; wer seine Frau, noch dazu eine so gute Frau wie ich bin, verlassen kann, um sich mit

solchen Trunkenbolden abzugeben, der ist ein schrecklicher Mann, Caudle, nein, der ist mehr als ein schrecklicher, der ist ein schändlicher, ein ganz gefühlloser Mann, welcher keinen Funken Liebe mehr für seine Frau hat. Und das soll wohl nun jeden Sonnabend so sein? Aber ich weiß schon, was ich thue. Und der schöne Name „Liedertafel“ verdeckt die Sache nicht. So thöricht bin ich nicht, Caudle, Gott sei Dank, daß ich mich dadurch sollte beschwichtigen lassen. Das war wohl in alten Zeiten so, aber jetzt nicht mehr.

Nein, ich bin nicht stille. Wenn Du schlafen willst, so komme Du auch hübsch zur ordentlichen, christlichen Zeit nach Hause und nicht um halb eins.

Ja wohl, es ist eins gewesen; als Du zuriegeltest, rief der Nachtwächter gerade ein Uhr, — da betrage Dich auch wie ein ordentlicher, sittsamer Mann, der sich nicht, der Himmel weiß, bei welchem liederlichen Volke aufhält, um zu trinken, um zu rauchen und schlechte Witze zu machen. Ich habe noch nicht gehört, daß ein ordentlicher Mann schlechte Witze macht, kein armseliger Tagelöhner thut dieses.

Aber weißt Du, was ich thue, um Dir das Liedertafeln zu vertreiben? Ich zeige es der Polizei an, daß die Kneipe bis nach 12 Uhr offen bleibt, damit der saubere Wirth die Concession verliert. Keine Ruhe mehr will ich haben in diesem Bette, wenn ich es nicht thue.

O ja, nenne Du mich nur eine Thörin, ich bin es nicht. Du bist aber mehr wie thöricht, Du bist ein pechschwarzer Bösewicht, Caudle, und wenn Du morgen stirbst, und ein Mann, der alle Tage in die Kneipen läuft und so viel trinkt, der verkürzt allemal sein Leben, da laß ich Dir auf Deinen Leichenstein setzen: Hier ruht ein zärtlicher Ehemann, ein sorgsamer Vater!

Ich? denkst Du, ich lasse mir solche Lügen aufbündeln? Müßig gehen und Geld verthun. Und wenn Du mir auf den

Knieen schwörst, Du verthätest nicht mehr als 2 Groschen, ich glaube es doch nicht.

So eine lange Zeit und nicht mehr vertrinken als 2 Groschen? Das weiß ich besser, was man für 2 Groschen bekömmt.

Und die schöne Gesellschaft besteht aus getreuen Ehemännern und Hausvätern, daß Gott erbarm'! Liedertafeln, ja Ihr mögt schön liedertafeln! Bluttäfler müßtet Ihr heißen, denn Ihr saugt Euern Weibern und Kindern das Herzblut aus.

Und wären es nun wirklich nur 2 Groschen die Woche? Das macht im Jahre 62 mal 2 Groschen, Caudle?

Das Jahr hat nur 52 Wochen? Das thut nichts zur Sache. Du brauchst mich übrigens nicht auch noch mit solchen Worten zu kränken, Caudle, das habe ich nicht um Dich verdient. Und wenn's nur 52 Wochen sind. Ich möchte gern ein neues Sonnenschirmchen haben, von Alpacca, wie Sie jetzt Mode sind, aber dazu ist natürlich kein Geld übrig, wenn der Mann in Liedertafeln umherflitzt. Und sieh einmal unsre Kinder an, sind die wohl gekleidet, wie es unsern Kindern zukäme? Aber das ist Dir einerlei, Du denkst: macht Euch Schürzen von Packleinwand und Strumpfbänder von Stricken, wenn ich nur mein Bier habe.

Bring' mir nur den Herrn Müller nicht vor die Augen, wenn Du ihn lieb hast, — oder nein, bring' ihn mal her, ich will ihm mal so recht von Herzensgrunde die Meinung sagen. So ein Mann, der sein ganzes Leben in den Kneipen zubringt, so ein ächter Trunkenbold mit dem Schwarme Narren, die er im Gefolge hat, die über Alles lachen, was er schwatzt, weil sie es für Witze halten.

Nein, Caudle, es hilft Dir nichts, wenn Du mir gute Worte giebst, daß ich schlafen soll. Schlafen, und es ist ziemlich wieder Zeit, daß man aufsteht. Ich begreife überhaupt nicht, daß Du Dich erst noch hingelegt hast.

Liedertafeln. Ja, binnen Kurzem glaubst Du selber an's Singen. Du mußt ja wohl singen wie die Pfauen und Eulen. Du wirst einen schönen Namen in der Nachbarschaft bekommen und ein schönes Gesicht dazu. Deine Nase glänzt so schon wie Karfunkelstein und von Weitem sieht man ihr das Trinken an.

Du siehst nicht, daß sie roth ist?

Das glaub' ich, daß Du Deine eigene Nase nicht sehen kannst, Caudle, ich sehe sie aber. Trinke nur so fort, da wird sie noch schöner. Ach mache mir doch nur nicht weiß, daß Du nur 2 Gläser tränkest, so ein Mann und nur 2 Gläser, vielleicht noch 2 Dutzend Schnitte, nicht wahr? Es dauert nicht lange, da hast Du einen Kopf wie ein kupferner Kessel; aber dann gehe ich nicht mehr mit Dir, da verlaß' Dich darauf.

Und was die Herren für schöne Manieren in solcher Gesellschaft lernen. Da ist Herr Schulze, was war das früher für ein lieber, artiger Mann und jetzt da hat er seiner Frau ein Paar Ohrfeigen gegeben. Der ist auch ein Sänger, so möchtest Du es wohl auch machen?

Du denkst gar nicht daran? Nun, das hoffe ich, Caudle. Probire es auch nicht, probire es ja nicht, Dein letztes Stündchen hätte geschlagen, Caudle.

Vier volle Stunden in der Kneipe! Wie ein Mann überhaupt nur vier volle Stunden ohne seine Frau leben, ohne sie sich die Zeit vertreiben kann, das möchte ich nur wissen. Aber so kann es auch ferner nicht fortgehen, das ist sicher. Zwei Groschen die Woche und doch so viel Bier getrunken, daß ein Kahn darin umherfahren könnte, geraucht wie eine Lokomotive und ich arme Frau kann es nicht einmal dazu bringen, daß ich — — ah — abscheulich, Caudle, Caudle! 's ist abscheulich!

Hier — berichtet Caudle — begann sie abscheulich zu gähnen und schlief, Gott sei Dank, ein.

3.

Auf einem Spaziergange mit seiner Frau wurde Caudle von einem jungen Mädchen gegrüßt und Mad. Caudle sagt ihm darüber ihre Meinung.

Wenn ich nicht vor die Thüre treten kann, ohne allemal beleidigt zu werden, bleibe ich ein ander Mal lieber gleich zu Hause.

Denke nur nicht dran und sprich nicht davon, daß Du schlafen willst. Ich kann mich doch über nichts mehr wundern, wie über eine solche Unverschämtheit. Nein da hört doch wirklich Alles auf, wenn man nicht einmal mehr spazieren gehen kann, und der Himmel weiß es, wie selten es dazu kommt, ohne daß man sich ärgern muß. Und nun noch dazu über eine solche liederliche Dirne!

Warum ich wieder wüthe?

O, ich weiß wohl weshalb, Caudle. Von einer raren Sorte muß das Mädchen sein, das einem Manne zunickt, der mit seiner Frau am Arme spazieren geht.

Schweig nur Caudle, 's ist gut, nun weiß ich es ja auf einmal. Ich dachte es mir ja immer, es müßte noch ein besonderer Lockvogel bei dem Mosje Müller sein, daß Du so gern dahin gingst. Das ist also sein Schwesterchen, das ist also das Lockvögelchen?

's ist doch großartig. Wenn Du zu Müller willst, da gehst Du und schwänzelst Du um mich herum und thust so unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Du denkst wohl, ich lasse mich jetzt noch so wie früher mit solchen Kunstgriffen bethören? Die Zeiten sind, Gott sei Dank, vorbei, wo ich das Alles für baare Münze nahm.

So ein unverschämtes Ding; Du denkst wohl, ich hätte es nicht bemerkt, wie der dumme Affe lächelte, als sie Dir

zunickte? 's ist wahrlich zu schön, sie hält mich wohl für eine so unbedeutende, überkomplette Weibsperson?

Nein, Caudle, sag' nicht, ich sähe immer mehr wie andere Leute, ich bin nicht blind und will auch nicht für blind gehalten werden von so dummem Volke. So lange ich meine fünf Sinne habe, will ich sie auch benutzen. Das sehe ich recht gut, wenn ein Mädchen die Aufmerksamkeit eines Mannes durchaus auf sich lenken will und das mag ja Alles noch sein, aber im Beisein der eigenen Frau, nein, da hört doch Alles auf. Ich habe schon früher so etwas bemerkt, aber der heutige Tag hat es mir sonnenklar bewiesen.

Ein braves, sittsames Mädchen? Ja, sehr sittsam. Aber daß Du so wärest, glaubte ich kaum. Du denkst wohl, ich habe nicht gesehen, was sie für ein kokettes Hütchen auf hatte?

Du hast es nicht bemerkt? Das glaube ich wohl, Du siehst lieber unter's Hütchen, natürlich. Ueber mein abgeschmacktes Betragen sei sie roth geworden? Nun, das muß eine besondere Art Schamröthe sein, sie konnte ja eigentlich nicht erröthen, sie war ja geschminkt.

Nein, Caudle, ich klatsche nicht über die Leute, wirklich nicht und es hilft Dir auch durchaus nichts, wenn Du drohst aufzustehen, ich bin noch lange nicht fertig! Ich bin nicht von Gestern, ich kann recht gut einen Unterschied zwischen Teint und Schminke machen. Früher sah ich auch frisch aus, das hast Du aber lange vergessen, Caudle. Ich hatte einen wunderschönen Teint, Jeder, der mich sah, verglich mich mit der Lilie und der Rose.

Aber nun, was hast Du denn zu lachen? Ich sage doch nichts, worüber Du lachen könntest. Aber so ist es, bei Dir gelten andere Frauen mehr als die eigene, und man kann nicht einen Fuß vor die Thür setzen, ohne daß man sehen muß, wie Dich andere Frauenspersonen grüßen.

Wie ich von Frauenspersonen sprechen kann? Beleidige ich damit etwa Fräulein Müller? nun, das ist mir einerlei. Wie kann ich wissen, wem Du Alles zärtlich zunickst, wenn ich nicht dabei bin? Einer Jeden, das versteht sich von selbst, und wer Dich nicht ansieht, den siehst Du an, natürlich. Du thust das ja, wenn ich dabei bin, der Himmel mag nun wissen, was Du thust, wenn ich nicht dabei bin.

Lach' nur nicht, Caudle! Du denkst wohl, Du ärgerst mich mit Deinem Lachen? Aber ich weiß wohl, was die Ursache davon ist, 's ist Dir so zur Gewohnheit geworden, daß Du es gar nicht mehr merkst, wenn Du es thust, aber ich seh's darum doch.

Fräulein Müller? Eine schöne Art Fräulein!

He, was sagst Du? Du könntest es nicht ruhig mit anhören, wenn ich so über das brave Mädchen schimpfe? Da sieht man's ja, wie Du ihre Partei nimmst. Du willst es ja auch immer bemänteln, daß Du verheirathet bist und woher sollen es denn auch die Leute wissen, es sieht Dich ja Niemand mit Deiner Frau gehen.

Was Ihr denn eigentlich zusammen verbrochen habt? Das gehört ja jetzt gar nicht hierher, Caudle.

Du hältst mir aber gar nicht Stich, Du fängst immer wieder von etwas Anderem an. Nein, sobald Du ausgehst, gehst Du immer allein und deshalb müssen die Menschen endlich denken, Du wärest noch nicht verheirathet.

Du weißt recht gut, daß Du verheirathet bist? Das sollst Du auch; aber was sollen die Menschen denken, wenn sie Dich immer so alleine gehen sehen und wir niemals zusammen sind? Andere Frauen sieht man immer mit ihren Männern, wie sich's gehört, hübsch zusammengehen, aber freilich, ich werde ja auch nicht so behandelt wie andere Weiber. Na, was steckst Du denn nur die Nase aus Deinem Bette 'raus? Woher ich weiß, daß Du die Nase 'raus steckst? Das

ist gar keiner Frage werth, das merke ich wohl. Ich meine doch, daß ich Dich kenne, um das wissen zu können. Nein, ich sage noch einmal, Du fragst mich niemals, wenn Du weggehst, ob ich mit will. Das ist meine Schuld? Caudle! Das kannst Du mit solcher Gemüthsruhe sagen, als wenn Du nie ein Wässerchen getrübt hättest. Weiter kannst Du aber nichts, als solch' leere Entschuldigungen. Du wärst es müde, mich zu fragen, weil ich jedesmal einen andern Grund hätte, zu Hause zu bleiben? So! ich kann natürlich nicht wie eine Vogelscheuche auf die Straße gehen und Du fragst mich jedesmal nicht eher, als bis Du weißt, daß ich meinen Hut noch nicht habe, daß mein Kleid noch beim Schneider ist, daß ich die Kinder nicht allein bleiben lassen kann, oder daß ich Wäsche einweichen muß; ja, wenn Du das merkst, da fragst Du mich jedesmal, ob ich mit will. Und geh' ich endlich nun einmal mit, da kann ich sicher darauf rechnen, daß ich dafür büßen muß.

Ja wohl, büßen muß! Du brauchst meine Worte gar nicht zu wiederholen. Du denkst wohl, ich habe gar kein Gefühl mehr, pfui, pfui, Du denkst wohl, Du allein hast Gefühl; doch nein, beinahe hätte ich es vergessen, Fräulein Müller, ja, die hat auch ein gefühlvolles Herz, ja, ja, das mag wohl sein. Was müssen sich die Menschen nur für eine Vorstellung von mir machen, für was müssen sie mich nur eigentlich halten?

Ja, freilich, das müßte ich längst schon begriffen haben, daß Du nicht Abend für Abend bis Uhrer eilf bei Müller's sitzen könntest, ohne daß da ein besonderer Lockvogel sein müßte. Nun bin ich auf einmal dahinter gekommen.

O, ich gebe auf Dein Fluchen nichts, Caudle, gar nichts. Ich, ich hätte wohl Ursache zu fluchen, aber das thut keine Frau, Fluchen ist das Vorrecht der Männer, der Herren der Schöpfung, wie sie sich nennen. Ja wohl, Herr von armen Sclavinnen, von so dummen Schafen, welche sich für ihr Leben

lang in die Hände solcher Tyrannen überliefert haben. Doch ich lasse mich von Dir scheiden, Caudle! ich lasse mich wahrhaftig scheiden und dann soll's die Welt vernehmen, wie Du mich behandelt hast; dann soll sie es vernehmen, wie — was sagst Du? ich solle meine Galle nur vollständig ausgießen?

O! reiz' mich nur nicht noch mehr, das kommt schon von selbst. Ueberleg' nur was Du sprichst und wie Du mich mit aller Gewalt kränkst und beleidigst. Ich möchte nicht büßen für Alles, was Du thust.

Fräulein Müller! ach ja, nun geht mir erst ein Licht auf, nun wird mir Alles klar!

Nun weiß ich, warum ich Herrn und Madam und Fräulein Müller durchaus zum Thee einladen sollte und ich blinde Närrin wäre auch beinahe in die Falle gelaufen. Aber nun sehe ich sie, nun sind mir die Augen geöffnet. Und Du wolltest es wagen, sie sogar in mein eigenes Haus zu bringen? He? Nein, Caudle, Dein Umherwerfen hilft Dir nichts. Schäme Dich in das tiefe Herz hinein, daß Du sie mir unter das eigene Dach bringen wolltest; aber mach' es nur so fort, Du wirst schon sehen, wie weit Du's bringst, Du —

Länger — schreibt Caudle — konnte ich es diesmal doch nicht aushalten. Ich sprang aus meinem Bett und suchte in der Kinderstube Ruhe!

4.

Madam Caudle erinnert daran, daß sie ihren Trautag feiern könnten.

Liebster bester Caudle, weißt Du wohl, welchen Tag wir nächsten Sonntag haben?

Nicht? Du weißt es nicht? Nun, dann rathe einmal. Was? Nun, denke einmal einen Augenblick nach. Sag', weißt Du es nun?

Du kannst es nicht rathen? Wahrlich, und wenn mein Gedächtniß noch so schlecht wäre, das sollte mir doch nicht unbemerkt vorübergehen. Nächsten Sonntag haben wir unsern Trautag, Mann!

Nun, was sagst Du nun! da Du es nicht rathen kannst, da muß ich es Dir ja wohl sagen. Ja, ja, es sind nun vierzehn Jahre! ach, da warst Du doch ein anderer Mann, Caudle! Was sagst Du?

Und ich eine andere Frau? Im Gegentheil, ich bin immer noch dieselbe geblieben, Du sprichst auch nur so, aber wenn ich mich wirklich geändert hätte, da wärst Du doch nur schuld daran.

Nein, Caudle, mein Sprechtalent hat nicht erschrecklich zugenommen, ich habe allzeit von Diesem und Jenem gesprochen, aber früher, da hast Du Dich nie darüber aufgehalten. Ja, vor vierzehn Jahren, da warst Du der beste, gemüthlichste Mann von der Welt, da hättest Du Alles für mich gethan. Aber so geht es, die rechte Liebe ist verschwunden, sobald man getraut ist. Meine gute Mutter sagt es immer, man behält höchstens einen guten Freund im Manne. Wir Frauen sind Engel, so lange uns der Hof gemacht wird, aber haben wir nur erst das Jawort gegeben, da ....

Nein, Caudle, ich spreche keinen Unsinn, Du hörst aber nicht gern von vergangenen Zeiten sprechen und läßt Dich nicht gern daran erinnern, Du bist auch der Einzige auf der ganzen Welt, der sagt, ich spräche Unsinn. Was willst Du thun?

Du willst aufstehn? Nein, Caudle, das laß nur bleiben, es passirt mir nicht zum zweiten Male, daß ich die Thür aufgelassen habe und den Schlüssel stecken ließ. Den ganzen Tag über kann ich kein vernünftiges Wort mit Dir sprechen, aber jetzt da mußt Du mir wohl Stich halten. Laß doch nur verständig mit Dir sprechen. Wenn man die Sache richtig betrachtet, da wird es doch nicht Viele auf der Welt geben, die so glücklich zusammen leben, wie wir.

Warum fluchst Du denn nun wieder so abscheulich? Du hast nicht geflucht, Caudle? Nun sieh, wir haben beide unsre Fehler und ich kann auch nicht sagen, daß Du gerade Mucken hättest, die man nicht ertragen könnte. Nein, laß uns über den nächsten Sonntag reden.

Du weißt es, mein Lieber, wir haben unsern Trautag noch niemals so recht gefeiert und da wollen wir diesesmal die Gelegenheit wahrnehmen, und ihn mit ein paar Freunden zusammen so recht gemüthlich feiern. Was sagst Du?

Sie sollen wohl denken, wir wären Narren?

Nein, Caudle, hierbei kann doch von keiner Narrheit die Rede sein? Ich werde gewiß alles Mögliche thun, um es unsern Gästen so angenehm wie möglich zu machen. Aber wenn ein Mann so geringschätzend von seinem Trautag reden kann, bist Du es nur und die Nachbarn sollen sich auch nicht darüber aufhalten, denn das ist nur eine Pflicht, die man seiner Frau schuldig ist. Da sind zum Beispiel Körners, feiern die nicht alle Jahre ihren Hochzeitstag?

Und prügeln sich alle Woche einmal?

Das gehört gar nicht hierher. Sie feiern ihren Trautag wie sich's gehört, das Uebrige geht Niemanden etwas an.

Ich sehe gar nicht ein, wie Du hierüber so erschrecklich lachen kannst, aber ich weiß schon, was Du hiermit sagen willst. Doch was wäre wohl aus Dir geworden, wenn Du nicht einen so guten Fund gemacht hättest, wenn ich nicht Deine Frau geworden wäre? Du wärst verloren gewesen, ja reine verloren! denn das mußt Du doch selbst sagen, Du hattest ungeheure Anlage zum Leichtsinn. Aber ich will darüber nicht weiter sprechen, Du meinst es nicht so böse, das weiß ich und nicht wahr, wir geben ein kleines Mittagessen? So unter uns, mit ein paar Freunden.

Ach brumme doch nicht so in den Bart, sprich doch deutlich, Du willst unsern Trautag feiern, nicht wahr?

Ich soll Dich schlafen lassen? Nun, ich möchte doch nur wissen, was das für eine Art ist, warum Du nicht einfach „ja" sagen willst, da mach' doch nicht solche Umschweife. Na, also wir feiern unsern Trautag, das steht nun fest, aber was giebt's nun?

Nein wir wollen nicht Morgen darüber sprechen, es ist viel besser, wenn wir das gleich jetzt abmachen. Sieh, Caudle, ich möchte nun einmal so ganz was Besonderes, was Extraes machen. Zum Beispiel — Du schläfst doch nicht Caudle? — Was denn? — Du begreifst doch, daß das überlegt sein will!

Ich soll kochen und braten nach Gutdünken? Nein, Caudle, damit ist es nicht abgemacht. Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, das versteht sich von selbst, um Alles so recht hübsch zu machen. Sag, was meinst Du zu einem Rehbraten?

Unsinn, Schöpsenbraten ist eben so gut?

Aber Caudle, den essen wir ja beinahe alle Tage. Also das wäre abgemacht, Rehbraten, aber nun was für Fisch denkst Du? einen Hecht? wie? Du siehst nicht ein, wozu auch noch Fisch?

Wenn ich keinen Fisch haben soll, mag ich von der ganzen Sache nichts wissen. Himmel, Himmel, was ist der Mann geizig.

Also Hecht? Gut Caudle, aber nun die Suppe. Ach Caudle, da fluch' doch nur nicht so schrecklich. Du begreifst doch, daß wir vorher Suppe haben müssen? Sie sollen uns wohl auslachen, was meinst Du zu einer Weinsuppe?

Fleischbrühsuppe wäre auch gut genug?

Nun, da kannst Du meinetwegen allein zu Tische sitzen. Fleischbrühsuppe an einem Hochzeitstage, so was habe ich doch noch nicht gehört. Sie sollen wohl denken, sie wären bei Wilden zu Gaste.

Ich soll machen was ich will?

Wahrlich Caudle, vor vierzehn Jahren hast Du nicht so gesprochen, da warst Du doch ein ganz, ganz anderer Mann.

Ich soll nun endlich aufhören? Wie ich will?

Sei doch kein Sonderling. Du weißt es doch, daß ich Niemanden zur Liebe lebe wie Dir.

Herr Müller wird natürlich nicht vergessen, aber das sage ich Dir im Voraus, Caudle, seine Schwester, Fräulein Müller, die darf mir keinen Schritt über die Thürschwelle kommen, mit der will ich nicht an einem Tische sitzen, mit der nicht, das sag' ich Dir, Caudle, unbedingt nicht!

Also gut! das wäre nun so weit abgemacht. Und dann sorgst Du für den Rehbraten, nicht war? So einen rechten saftigen fetten Rehbraten, vergiß es aber nicht!

Dreimal schlief ich ein — schreibt Caudle — und dreimal weckte mich meine liebe Frau wieder auf mit den Worten: nicht wahr, Caudle, Du sorgst für den Rehbraten? Endlich aber schlief ich doch fest ein und träumte, daß ich ein Rehbock wäre.

5

Caudle hat den Regenschirm irgendwo stehen lassen.

Das ist nun der dritte Regenschirm seit Weihnachten. Wo Du nur eigentlich Deine Gedanken haben mußt. Daß Du nie ohne Regenschirm gehen kannst, ist natürlich. Du wärst von dem Bischen Regen auch nicht gestorben.

Du kannst es nicht begreifen? Ja, ich wahrlich auch nicht. Du hast aber nicht eher geruht, bis auch noch der letzte Regenschirm verloren ist.

Hörst Du's jetzt regnen, Caudle? Hörst Du's, wie es an die Fenster schlägt? Und das ist ein Regenwetter, was sieben Wochen anhält, denn es ist heute Siebenschläfer, weißt Du das?

Thue nur nicht so, als schliefest Du, es ist ja unmöglich, bei solchem Wetter schlafen zu können. Hörst Du's regnen, Caudle, hörst Du's?

So, Du hörst es? Nun, dann weist Du es auch, daß man die schöne Aussicht hat, sieben Wochen nicht vor die Thüre gehen zu können.

Nein, ich sage keine Thorheit, Caudle!

Du brauchst mich nicht auch noch zu beleidigen, Du bist thöricht, wenn Du glaubst, Du würdest den Schirm schon wieder bekommen. Als ob Jemand einen Schirm wieder brächte, der bei ihm stehen geblieben ist. Br, br, das regnet, als wenn das Wasser mit Mulden vom Himmel gegossen würde, und nun sieben Wochen lang keinen Schirm im Hause.

Ich bin nur neugierig, wie die armen Kinder morgen nach der Schule kommen sollen. Ich bin viel zu ängstlich, als daß ich sie in diesem Wetter fortschicken soll. Da müssen sie nun zu Hause bleiben und können nichts lernen, die armen Kinder, das ist mir aber doch lieber, als daß sie naß werden. Na, wenn sie groß werden, dann können sie ihrem Vater die Schuld geben, daß sie Nichts gelernt haben.

Aber ich weiß es recht gut, warum Du den Schirm hast stehen lassen. Du wußtest es, daß ich morgen einmal zu meiner Mutter gehen wollte, um bei ihr den Kaffee zu trinken, das wolltest Du auf diese Art verhindern. Was? schweig nur still. Ich weiß recht gut, Du hast es nicht gern, wenn ich zu meiner Mutter gehe, und Du sinnst auf allerlei List, es zu verhindern. Aber diesesmal, da hast Du die Rechnung ohne den Wirth gemacht, ich gehe doch hin, und wenn es Kieselsteine regnet.

Nein, ich will keine Droschke! da haben wir wohl auch das Geld dazu. Du hast aber immer so großartige Ideen im Kopfe. Eine Droschke, das fehlte gerade noch. Eine Droschke, vier Groschen hin, vier Groschen her, das sind acht Groschen. Ich möchte wissen, wer sie bezahlen sollte. Ich habe sie nicht und wenn Du so fortfährst wie bisher, da wirst Du bald Alles durchgebracht haben. Das wäre ja das Geld aus dem Fenster geworfen, eine Droschke zu, nehmen um Besuche zu machen, blos weil Du den Regenschirm, Gott weiß wo, hast stehen lassen. Hörst Du's regnen, Caudle, hörst Du's klatschen?

Und doch gehe ich Morgen zur Mutter, und zwar zu Fuße. Ich kann's nicht vertragen mit meinem Rheumatismus, das weiß ich recht gut, aber was schadet das und wenn die Nässe mir den Tod giebt.

Nein ich bin keine Närrin! Wenn hier Jemand ein Narr ist, da bist Du es. Du weißt es recht gut, mit dem Mantel kann ich im Sommer nicht gehen, und ohne Schirm werde ich mich erkälten. Aber was schadet das. Ich werde krank im Bette liegen müssen, aber das ist mir einerlei. Du sollst schon sehen, Du sollst schon eine gehörige Docter- und Apothekerrechnung zu bezahlen bekommen und es soll Dir schon für die Zukunft vergehen, den Regenschirm zu vergessen oder Du müßtest es mit der Absicht thun, um mich los zu werden und das ist auch möglich.

Meine Kleider werden morgen Abend schön aussehen und von meinem schönen neuen Hute kann ich nur mit aller Wehmuth Abschied nehmen.

Ich brauche ihn nicht aufzusetzen? Nun gerade setze ich ihn auf, nun gerade. Ich werde doch keinen alten aufsetzen, damit ich aussehe, wie eine aus dem 17ten Jahrhundert.

Ein Schaudern befällt mich, wenn ich an Morgen denke. Es ist mir noch ein Räthsel, wie ich zur Mutter kommen soll, aber hin gehe ich, und soll's mich eine Krankheit kosten.

Nein Caudle, ich borge mir keinen Regenschirm. Ich bin nicht so gemein wie andre Leute und laufe in der Stadt umher, um mir einen Schirm zu borgen. Was? Du willst einen neuen kaufen. Wenn Du — und um diesen Worten Nachdruck zu geben, richtete sich Madam Caudle so energisch in ihrem Bette in die Höhe, daß die Bänder ihrer Nachtmütze vor Erregung zitterten — wenn Du es wagst, einen neuen Schirm in's Haus zu bringen, da werf ich ihn zum Fenster hinaus, ich will meinen eigenen Schirm wieder haben, keinen neuen. Vorige Woche habe ich erst noch eine neue Messingspitze an ihn setzen lassen, hätte ich das gewußt, daß Du ihn stehen ließest, hätte ich es nicht gethan. Der ihn nun hat, wird recht lachen, daß ich ihn auch erst noch so hübsch in Stand setzen ließ.

Du willst schlafen? Ja, das glaube ich wohl, aber Du solltest lieber mehr an Frau und Kinder denken. Hast Du denn wirklich nicht mehr zu thun, als Regenschirme zu vergessen. Und da nennt ihr euch Herren der Schöpfung? Schöne Herren, ihr könnt nicht einmal auf einen Regenschirm aufpassen.

Du weißt es recht gut, daß ich immer wie eine Unke zu Hause sitze, während Du in den Kneipen oder bei Deinen Liedertäflern, bei Deinen Sängern sitzest und solltest mir es daher recht gönnen, wenn ich einmal zu meiner lieben Mutter gehen will. Mich jammern nur die armen Kinder, die —

Still! bleib Du nur ruhig liegen, es hilft Dir Alles nichts, ich habe doch recht!

Und nächsten Donnerstag über acht Tage, da mußt Du auf das Gericht in den Termin, wegen der Forderung. Da kannst Du bei dem Wetter auch nicht ohne Schirm gehen. Da laß lieber die paar Thaler, ehe Du Dir noch die Kleider verdirbst, fahren. Wer so die Regenschirme vergißt wie Du, dem kann es nachher auch noch auf ein paar Thaler nicht ankommen. Und ich werde doch meinen Willen haben, und Morgen zu meiner Mutter gehen.

Das hätte ich nun schon ein paar mal gesagt? Das gehört hier gar nicht her.

Die Kinder, die armen Würmer, die werden wie aus dem Wasser gezogen sein, wenn sie Morgen aus der Schule kommen. Dir wäre es freilich einerlei, wenn sie zu Hause blieben und Nichts lernten. Mir aber nicht, Du sollst sehen, ich schicke sie in die Schule und wenn sie krank werden, da bist Du Schuld und wenn sie sterben, da bist Du . . . . .

Hier machte sie — schreibt Caudle — eine Pause, die ich ganz geschwind warnahm und einschlief. Ich träumte, daß der Himmel mit Fischbein über uns gespannt sei und die Erde wie unter einem ungeheuern Regenschirme unter ihm schlummere.

6.

Caudle hat einem Freunde Geld geliehen.

Du mußt ein recht reicher Mann sein, Caudle! aber ich möchte wohl wissen, wer uns so mir nichts, Dir nichts gleich 20 Thlr. borgen würde, wenn wir einmal in Verlegenheit kämen.

Die arme Frau, die plagt, die gäult sich ab, daß es eine Schande ist, unterdessen der Mann das Geld gleich 20 Thalerweise aus dem Fenster wirft.

20 Thaler, was hätte man da nicht Alles dafür haben können. Wenn man denkt, man hat einmal ein paar Thaler zusammengespart, für wen hat man es da zusammengespart gehalten? Aber Du bist immer ein so gutmüthiger Narr, der Niemanden etwas abschlagen kann, darum kommen sie auch immer nur zu Dir. Bei mir probiren sie es nicht.

Du kannst auch Niemanden darum verdenken? Ach schweig nur mit Deinen naseweisen Bemerkungen, Caudle! Du denkst freilig immer erst an Andere.

Seit 3 Jahren laborire ich nun um ein schwarzseidenes Kleid. Ja, das ist freilich nur die Frau. Für 20 Thaler hätte ich recht gut eins bekommen, jetzt wo bei den Keilröcken nicht so viel mehr gebraucht wird. Aber nun ist alle Hoffnung wieder hin.

Alle Menschen sagen, daß ich lange nicht so gekleidet bin, wie es sich eigentlich gehörte und wie es sich für mich schickte, aber was hilft das Alles, gar nichts, das weiß ich recht gut. Für fremde Leute da hast Du Geld, für die eigene Familie nicht, die mag zusehen wie sie sich hilft, wenn der Mann in seiner Gutmüthigkeit um's Geld kommt. Denn Du müßtest die Menschen nur erst so kennen, wie ich sie kenne, weiter wünschte

ich Nichts. Aber da willst Du immer den Großartigen spielen und leidest schließlich selbst noch Hunger. 20 Thaler. Unsere Mädchen brauchen neue Hüte sehr nothwendig, aber wie sie nun dazu kommen sollen, weiß ich nicht. Die Hälfte des Geldes wäre dazu hinreichend gewesen, weg ist es und die armen Würmer müssen sich nun mit den alten Hüten behelfen.

Du weist wohl noch nicht, daß Jacob heute früh seinen Ball durch das Fenster geworfen hat, an dem sein Bettchen steht. Wer soll nun die Fensterscheibe bezahlen? 's ist eine Kleinigkeit, aber der Vater wirft ja das Geld 20 Thalerweise weg und das arme Kind muß nun am offnen Fenster liegen. Er hat so immer den Husten und seine Lunge ist nicht viel werth, es soll mich nicht wundern, wenn das offene Fenster sein Unglück ist. Doch ich kann's nicht ändern, das weiß der Himmel, und wenn das Kind stirbt, dann bist Du schuld daran. 20 Thaler, wie viele Fensterscheiben hätte man dafür machen lassen können.

Du schläfst doch nicht, Caudle?

Nächsten Dienstag muß auch wieder die Feuerversicherung bezahlt werden, wovon nun, das möchte ich wohl wissen. Ja, wenn die 20 Thaler nicht wieder fort wären, da könnten wir wieder versichern, aber nun können wir es erleben, daß uns Haus und Hof abbrennt, ohne daß uns ein Pfennig vergütet wird. Es sind in meinem Leben noch nicht so viel Brände gewesen, wie dieses Jahr. Bei uns geht so kein Unglück vorüber und ich werde nun aus lauter Angst kein Auge mehr zu thun können. Aber wenn ich auch krank werde, was kümmert Dich das, Caudle! wenn Dich die Leute nur einen gutmüthigen Mann nennen, was die Frau und die Kinder betrifft, darüber giebst Du Dich zufrieden.

Wie nöthig wäre dieses Jahr einmal eine Badereise für mich mit meinem ewigen Rheumatismus, und für unser armes Karolinchen gewesen. Das arme Kind kränkelt dahin. Aber

nein, es geht nicht, wir müssen zu Hause bleiben. Das Kind wird sich wohl auszehren, aber ich kann ja nichts dagegen thun, ich brauche mir kein Gewissen zu machen, wenn wir es verlieren. Es hätte können gerettet werden, wenn ich mit dem Kinde ein paar Wochen nach dem Walde gereist wäre, wenn das Geld aber so weggeworfen wird, geht es ja nicht. Zuletzt kann man nicht einmal mehr Fleisch essen, nur um für andere Leute das Geld zu sparen. Mich jammern die armen Kinder.

Tuttchen hätte schon längst zum Zahnarzt gehen müssen, um sich den Oberzahn ausziehen zu lassen, der schief ist, aber wo soll denn nun das Geld dazu herkommen. Der schiefe Zahn verunstaltet das hübsche Gesichtchen des lieben Engels. Ich möchte nur wissen, was das nun werden soll, wenn sie einmal groß wird, denn der schiefe Zahn muß nun stehen bleiben. Sie wäre gewiß einmal die Frau eines Prinzen geworden, nun bleibt sie sitzen, und wenn wir einmal sterben, so steht sie als alte Jungfer allein und unbeschützt in der Welt. Aber was kümmert Dich das Alles, da liegst Du nun und thust, als hörtest Du mich nicht einmal und antwortest keine Sylbe. Sorgen um Frau und Kinder, die kennst Du nicht.

Geh weg, ich ärgere mich noch todt, wenn ich an solche Dinge denke, aber gerade deshalb thust Du es Caudle! ich soll mich ärgern, ich soll sterben. Ach Caudle! ich könnte mir die Augen aus dem Kopfe weinen.

Bei den letzten Worten — schreibt Caudle — übermannte sie die Rührung oder die Müdigkeit, sie schlief, Gott sei es gedankt, ein und ich hatte endlich Ruhe.

Ein Nekrolog.

Der Tod, jener Schnitter, dessen Sichel zu jeder Jahreszeit eine Ernte findet, hat wieder einen Menschen hingemäht, und dieser Mensch war nicht blos Mensch, er war auch Lieutenant und der grausame Tod ereilte ihn, als er fast im Begriff stand, sein fünfundzwanzigjähriges Lieutenants-Jubiläum zu feiern. Der Verblichene hat mit einer unvergleichlichen Ausdauer einen mehr als dreißigjährigen Frieden durchgekämpft und deshalb verdient er in jeder Beziehung, daß wir ihm einige Worte der Erinnerung widmen.

Der Verblichene war für den Krieg erzogen, und schon in seinem fünfzehnten Jahre besaß er das Porteepée und war Fähndrich. Aber, Napoleon hat gesagt: vom Fähndrich bis zum Lieutenant ist nur ein Schritt; und dieser Schritt war bei ihm geschehen, als er noch lange nicht mündig war.

Als der Verblichene Lieutenant geworden, welche weite und herrliche Aussichten mußten sich ihm nicht eröffnen! Was hätte er nicht alles werden können! Hauptmann, Major, Oberstlieutenant, Generalmajor, Generallieutenant und General-Feldmarschall hätte er werden können und die Flügel der Fortuna hätten ihn auf die Flügel der Victoria und diese auf die Schwingen

der Fama setzen können. Aber weder die Fortuna, noch die Victoria, noch die Fama nahmen ein besonderes Interesse an unserem Lieutenant; und unser Lieutenant sah wie der große Prophet mit sehnsüchtigem Auge in's Land der Beförderung; aber dahin zu gelangen, war ihm nicht gegönnt. Seine Vorgänger hatten eine eiserne Gesundheit und ihre Geduld war so groß, daß keiner von ihnen den Kriegerstand verließ, oder in heidnischer Verzweiflung sich das kriegerische Leben nahm. Wie oft lag der Verblichene im heißen Gebet! Wie oft flehte er inbrünstig, daß der Allbarmherzige wenigstens einige seiner älteren Kameraden durch einen schmerzlosen Schlagfluß, oder, wenn es nicht anders sein könne, durch eine Schwindsucht (versteht sich, durch eine möglichst galoppirende) zu sich nehme; aber seine Bitten wurden nicht erhört, und der Lieutenant blieb Lieutenant, nur Lieutenaut, nichts als Lieutenant.

Da der lange Frieden dem Verblichenen nichte erlaubte, sich mit feindlichen Schaaren zu messen, da er nicht dazu kam, Batterien zn erobern, suchte er zarte Herzen zu erobern, und als er noch jung war, schrieb er statt Kriegsmandate, so viel süße Liebesbriefe, bis ihm das Geld für Patentpapier ausging und viele Gatten und Väter das Glück, Frauen und Töchter zu haben, schmerzlich bedauerten. Der Verstorbene hat mündlich und schriftlich oft mehr als zwölf Mal des Monats ewige Treue geschworen; doch schien ihm in dieser Beziehung eine halbe Woche schon mehr als eine halbe Ewigkeit.

In allen Gesellschaften, wo man die deutsche Aesthetik in chinesischem Thee wäscht, hingen die schönsten Lilienohren an seinem Munde; denn er besaß die große Kunst, sehr viel Unbedeutendes über das Unbedeutendste zu sagen, und gleichsam einen Regentropfen durch einen Wolkenbruch zu erklären. So gut wie er, konnte Niemand über den gestrigen Ball und über das heutige Wetter sprechen; oft aber sprach er auch über den heutigen Ball und das gestrige Wetter. Er unterschied sich

bedeutend von jenen philisterhaften Menschen, die kleine Ansichten von großen Dingen haben. Er hatte große Ansichten von kleinen Dingen.

Wie alle Menschen, die in der Uniförmlichkeit erzogen, sah auch unser Verstorbener sehr auf äußeren Glanz, wenn er unter Leuten war; aber in seiner Wohnung lebte er wie ein Diogenes.

Die Wohnung des Verstorbenen bestand aus zwei siamesischen Zimmern. Das eine, welches gesunde Dielen zu haben wünschte und nach der Straße blickte, bewohnte der Herr; das andere, welches mit einem von Blindheit geschlagenen Fenster auf den Hof zu sehen schien, bewohnte sein Bursche. Zu den Merkwürdigkeiten dieser Wohnung gehörte der Kleiderschrank, der sich nicht erklären konnte, warum er mit einem Schlosse versehen war, da kein Spitzbube doch so viel Selbstverläugnung gehabt hätte, um zum Diebe zu werden an ein paar nichtswürdigen Hosen, die, wegen ihres frühern schlechten Lebenswandels jetzt mit sich selbst entzweit, einsam an einem Haken baumelten, oder an einem gräulichen Civilrock, der diesen unmoralischen Beinkleidern den abgeschabten Rücken kehrte.

Die mehrerwähnte Wohnung war übrigens auf's demokratischste eingerichtet. Der Besitz war hier nicht wie gewöhnlich in Kasten eingetheilt: sondern der plebejische Kamm nahm ungenirt seinen Platz ein neben der Brieftasche, und eine Hutschachtel grämte sich gar nicht, daß in ihrem pappendeckelnen Herzen ein Fragment Mandelseife, ein Streichriemen, ein seichtes Tintenfaß, ein Waschschwamm, ein Stück Epaulet und ein Knäuel Zwirn das friedlichste Leben führten.

Unter den vielen Freunden, deren sich der edle Verstorbene zu erfreuen hatte, waren besonders zwei von ihm unzertrennlich, nämlich sein Degen und sein Pudel; jener hing, dieser lief beständig an seiner Seite, und beide verdienen, daß wir ihrer mit einigen Worten erwähnen. Was den Pudel betrifft, so war sein Name Nero; doch war er weniger Tyrann als sein

gekrönter Namensvetter. Er war nur ein Hund, aber kein Bluthund. Bei seinem Herrn hatte sich Nero sehr häufig am Hunger übersättigt; deshalb speiste er später auf öffentliche Kosten. Jede Metzig war für ihn ein Prytaneum und kein zorniger Fußtritt vermochte ihn von seinen Fleischeslüsten abzuhalten.

Nero war nicht ohne Talent. Er konnte viele Kunststücke machen und Geld apportiren; nur Goldstücke konnte er nicht apportiren; weil ihn sein Herr niemals auf Münzen von solch' edlem Metall eingeübt. Seinem Herrn diente Nero im Winter als Ofen und er lag ihm dann oft am Herzen. Nero verdient einen Platz neben den berühmtesten Hunden der alten und neuern Zeit.

Was aber den Degen des Verstorbenen betrifft, so kann man dessen vielfältige Tugenden nicht genug preisen. Keiner war unschuldiger als er; keiner war so friedliebend wie er. Sein Herr wußte dies auch und benutzte ihn niemals zu grausen Thaten. Dieser Degen war so unverdorben, daß er sich schämte, wenn er bei Paraden oder sonstigen wichtigen Gelegenheiten sich nackt zeigen mußte; und es war ihm nur dann wieder froh zu Muthe, wenn er ruhig und ungestört in der Scheide von dem ewigen Frieden träumen konnte. Während der vierundzwanzigjährigen Dienstzeit, die er bei seinem verstorbenen Herrn zugebracht, hat er nur einmal Blut vergossen, als ihn nämlich sein Herr in Ermangelung eines Federmessers zu Hühneraugenschneiden gebrauchen wollte und mit der Spitze zu tief in die kleine Zehe fuhr. Der fromme Degen erschrak so sehr über diesen seinen Blutdurst, daß er von den fürchterlichsten Gewissensbissen gepeinigt wurde und sich eine gefährliche Gemüthskrankheit zuzog. Später litt er an dem chronischen Rost, der ihn für immer seines frühern Glanzes beraubte.

Doch kommen wir auf den Verstorbenen zurück!

Der Verstorbene hatte viele Tugenden. Unter diesen hebe ich besonders seinen Muth hervor. Er konnte von der Bescheiden-

heit seines Nebenmenschen reden hören, ohne schaamroth zu werden; und er war im Stande ohne Herzklopfen auch die allerblutigste Schlacht auf einem Kupferstiche zu sehen.

Selbst seine entschiedensten Feinde — und er hatte deren eben so gut wie Themistokles, Julius Cäsar, Friedrich Barbarossa und Friedrich der Große — selbst seine entschiedensten Feinde müssen gestehen, daß sie ihn niemals auf der Flucht vor einem Gläubiger ertappt haben. Nie war er auf eigene Kosten unmäßig und nie auf Kosten Anderer geizig. Nie schlug er eine Einladung auf Schnepfen aus und nie ließ er eine Einladung auf Schnepfen ergehen. Schlechte Uebersetzungen von Paul de Kock las er sehr gut; doch passirte es ihm sehr häufig, daß er sich mit ernster Lektüre nur sehr wenig befaßte. Indessen besatz er einen schönen Mangel an Kenntnissen. Der Verstorbene machte auch Verse; diese Verse hatten aber, wir müssen es leider gestehen, solche kränkliche Füße, daß eine Strophe über die andere gefährlich stolperte. In allen seinen geschriebenen Geistesprodukten war indessen ein heftiger Kampf, ein erbitterter Kampf zwischen Mir und Mich; und leider starb der Verstorbene, ohne eine grammatikalische Versöhnung zwischen beiden Erzfeinden gestiftet zu haben. Folgende Zeilen, die der Verblichene vor seinem Tode an die Tochter seiner Waschfrau schrieb, geben Zeugniß davon. Sie lauten:

„Ewig lieb' ich, Engel, Dir,
Engel das gesteh' ich Dich!
Theurer Engel, liebst Du mir,
Dann, o Engel, schreib' es mich!"

Man sieht, daß in dieser Strophe die feindlichen Brüder, Dativ und Accusativ, eine Stellung usurpiren wollen, die mit der Ansicht von der heiligen Legitimität der Grammatik in direktem Widerspruch steht.

Mit Napoleon hatte der Verstorbene darin Aehnlichkeit daß er kein musikalisches Gehör hatte, und daß er eben so gern

wie der unsterbliche Kaiser, Hammelbraten aß. Die Zeit des Verstorbenen war auf's regelmäßigste eingetheilt. Den ganzen Morgen erholte er sich von den Strapazen der Nachtruhe, damit er Nachmittags ungestört einige Spaziergänge machen konnte. Um ausreiten zu können, fehlte es ihm blos an einem Pferde.

Der Verstorbene hatte die liberalsten Grundsätze, und obgleich er von Adel war, verschmähte er es doch nicht, bei ahnenlosen Kaufleuten bürgerliche Austern zu essen, oder von einem Gastwirth Cotelets à la Nelson auf Credit zu verspeisen.

An seinem dreiundvierzigsten Geburtstage verließ der Verstorbene die militärische Carrière und die irdische Laufbahn, und schlief hinüber in jenes Leben, wo die unsterbliche Seele von der irdischen Hülle und Geldnoth erlöst, keinen Schauder mehr vor unquittirten Rechnungen empfindet.

Der Nachlaß des Verstorbenen besteht, außer mehreren Mahnbriefen, aus folgenden Effecten, welche nächstens an den Wenigstnehmenden versteigert werden:

Ein in Nichts aufgelöster Schlafrock.
Zwei rechte daumenlose Handschuhe, die einer Sage nach einst gelb gewesen sein sollen.
Ein niedergeschlagener Filzhut.
Ein zu Tod gequältes Halstuch.
Ein Dutzend halber Hemden.
Ein Paar gewesene Strümpfe. (Das zweite Paar ist abwesend.)
Ein Paar bodenlose Stiefeln.
Zwei Westen, die aus Mangel an Futter sich nicht mehr halten konnten.
Eine Pfeife, die einst in der Dunkelheit den Kopf verloren.
Ein pensionirtes Rasirmesser.
Ein Kamm mit hohlen Zähnen.
Eine Kleiderbürste mit einer Glatze.

Ein seidener, trefflich erhaltener Regenschirm (fehlt).
Drei unbarmherzig gepeinigte Schnupftücher.
Ein schaamrother Schminktiegel.
Ein bitter gekränkter Hosenträger.
Ein ohnmächtiger Geldbeutel.
Ein gefährlich verwundeter Frack.
Ein lebensmüder Schnürleib.
Eine kränkliche Cravatte in hohem Greisenalter.
Mehrere grausenerregende Vatermörder.
Ein anrüchiger Pudel.
Ein Nachtjäckchen von Gesundheits-Flanell. (Der Flanell selbst ist aber an den Ellbogen sehr leidend.)
Zwei Pfund verschiedenartiger Damenlocken.
Recepte, Rechnungen, Theaterzettel und sonstige Staatspapiere.

L. Kalisch.

Reise-Abenteuer.

„Hole der Henker die Reise der Brautschau! Drei Tage und Nächte unterwegs auf einem Postwagen, dreimal vier und zwanzig Stunden weder Ruhe noch Schlaf!“ brummte August Flieder, ein junger Künstler, als er eben den Cöthener Bahnhof betrat. — „He, Schaffner!“ rief er dann verdrießlich, „welcher Zug geht nach Halle?“

„Dieser, mein Herr; welche Classe?“

„Die erste.“

„Belieben Sie einzusteigen!“

„Gott sei Dank! hier kann man's sich bequem machen?“ schmunzelte der Künstler, als er die weichen Polstersitze des Coupés musterte, die den Ermüdeten zur Ruhe einluden.

„Hm! göttlich, herrlich!“ gähnte er, nachdem er Platz genommen, „die prächtigste Restaurationsanstalt für einen zusammengerüttelten Körper wie den meinen; nun werde ich schlafen können. — Bei diesen Worten streckte er sich behaglich in dem weichen Fauteuil und machte Anstalt einzunicken. — Der Wagenschlag des Coupés wurde geöffnet, und eine junge Dame stieg ein. Unwirsch fast drehte er sich der Eintretenden entgegen, die seine lang ersehnte Ruhe störte; aber wie wurde ihm, als er

das Mädchen anschaute! Starr blieben seine Blicke haften auf der wahrhaft junonischen Gestalt desselben. Wie mit einem Zauberschlage war der Schlaf aus seinen Augen gewischt und der erschlaffte Körper des Reisenden gewann seine ganze Spannkraft wieder.

„Ein reizendes Mädchen," dachte er, und als ihn zwei große braune Augen anschauten, und mit dem Blick einer Gazelle, und ein fein geschnittenes liebliches Mündchen mit leiser, aber wohlthuender Stimme ihm einen guten Abend bot, da schoß dem jungen Künstler das Blut in's Gesicht; sie aber deckte ihre Augen mit den langen seidenen Wimpern, und die Rosenröthe ihrer Wangen schien sich tiefer zu färben.

„Ein solches Mädchen zum Weibchen," dachte Flieder, „und ich wäre glücklich für's ganze Leben. Hole der Henker alle Convenienzheirathen, und den Onkel Friedrich in Halle ganz besonders, der mich in ein solches Satansjoch hineinzwängen will. Ich muß wohl das Mädchen nehmen, welche meine Sippschaft mir ausgesucht hat, verliere sonst 30,000 Thaler baar, und nicht etwa in Chemnitz-Riesaer Actienscheinen."

So monologisirte der junge Künstler für sich und schielte ab und zu hinüber zu dem lieblichen Mädchen, das in der weitesten Entfernung von ihm Platz genommen hatte.

Eben wollte er die Dame anreden, als draußen am Fenster des Coupés Stimmen laut wurden.

„Gott straf' mich," näselte ein junger Mann nach bekannter aristokratischer Art, und schnappte nach Athem, ich muß hinein, ich bin —"

„Das Zeichen zur Abfahrt ist soeben gegeben," erwiderte der Schaffner.

„Machen Sie keine Umstände, Mann, ich muß! Ich bin preußi—"

„Darf's eigentlich nicht, nur schnell!"

Die Wagenthür flog auf, und ein Seconde-Lieutenant hüpfte hinein.

„Gott straf' mich!" schnaufte der Jünger des Mars, „das war eine verfluchte Hetzjagd; mein Schweißfuchs, mein Abd-el-Kader, greift nicht schneller als ich, auf Ehre! Denken Sie nur, ich sitze ganz harmlos in der Restauration mit dem Premier Herrn von Klunker und dem Rittmeister Herrn von Spornstecher; bestelle gerade die dritte Flasche Château Lafitte, entkorke sie nnd will einschenken — da läutets draußen. Famose Geschichte! rufe ich, ich komme am Ende nicht mit. A revoir, Kinder, in Berlin! stürze zur Thür hinaus, und kann von bonneheur sagen, daß ich hier bin, auf Ehre!"

„Verdammter Schwätzer!" brummte Flieder.

Das Officierchen warf sich nachlässig in einen Fauteuil, der jungen Dame gegenüber, drehte sein kümmerliches, strohfarbenes Bärtchen wichtig mit den Fingerspitzen, griff dann mit Grazie zu seiner Lorgnette, preßte sie in die Augenhöhlung und musterte mit verzogenem Gesichte daß das junge Mädchen, verlegen den Kopf dem Fenster zuwandte.

„Auf Ehre! ganz famos," schnarrte halblaut der Vaterlandsvertheidiger und lächelte ihr zu. Als er die Dame einige Zeit lorgnettirt hatte, redete er sie folgendermaßen an: „Mein Fräulein, ich sollte Sie kennen, aber Gott straf' — Gott weiß, wo ich das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen. Waren Sie vielleicht in Berlin?"

„Nie," antwortete das Mädchen kurz.

„Nie? Parole d'honneur, mir unbegreiflich; nie in Berlin? Da müssen Sie hin, famose Stadt das Berlin; und das Militär dort — großartig! — Sie finden die Crême aller Truppengattungen, welche die preußische Monarchie aufzuweisen hat, dort beisammen. Die ausgesuchtesten Leute, sage ich Ihnen; magnifique, superbe! Ich stehe auch in Berlin."

„Das Militär interessirt mich nicht," antwortete die junge Dame in einem Tone, der deutlich zeigte, wie sehr ihr die Unterhaltung mißfiel.

„Keine Bildung!" näselte der Sohn des Mars für sich, verzog spöttisch den Mund und fing an eine Melodie aus Stradella zu trällern. Nachdem er einige Takte gegurgelt hatte, wandte er sich an den jungen Künstler mit den Worten: „Herr von Flotow schreibt doch grandiös," das Wörtchen von betonte er merklich; „auf Ehre, sein Styl ist — wie sage ich gleich —"

„Famos," ergänzte Flieder, drehte dem Militär den Rücken und knüpfte mit dem lieblichen Kinde folgendes Gespröch an:

„Sie reisen vermuthlich nach Leipzig, mein Fräulein?"

„Nein, mein Herr, nach Halle zu meinen Verwandten," antworte das Mädchen freundlich.

„Auch ich reise nach Halle. Sind Sie mit den dortigen Ortsverhältnissen vertraut?"

„Ziemlich genau, ich bin dort erzogen und wohne erst seit zwei Jahren bei meiner Tante in Dessau."

Der Künstler spitzte die Ohren und sagte sinnend: „Dessau? — Wissen Sie die Wohnung des Justizraths Friedrich in Halle?" fragte er weiter.

„Sehr genau", lächelte das junge Mädchen und sah den Künstler forschend an. „Der Familie Friedrich gilt eben mein Besuch."

„Nicht möglich!" rief Flieder und fuhr locomotivenartig von seinem Sitze empor. „Sie heißen Ottilie Medau?" fragte er flüsternd, indem er sich zu ihr hinüberbog.

Die Angeredete erröthete bis unter die Augen und nickte leicht mit dem Köpfchen.

„Mein Name ist August Flieder. Kennen Sie diesen Namen?"

Das Mädchen zog einen Brief hervor und sagte leise: „Hierin ist von ihm die Rede. Kennen Sie die Handschrift?"

„Onkel Friedrich's Züge, so wahr ich lebe! Ich Glücklicher! Sie also sind bestimmt, die Gefährtin meines Lebens zu werden? Nie, holdes Mädchen, sollen Sie's bereuen, wenn Sie sich dazu entschließen wollen."

Schon lange wurde die Unterhaltung leise geführt, und bald ward das Pärchen so vertraut miteinander, schäkerte und neckte sich, als ob es sich schon Wochen lang gekannt hätte.

Der Kriegsgott aber gähnte schon seit einer Viertelstunde und brummte, indem er sich bald in diese, bald in jene Ecke warf: „Auf Ehre, schauderös langweilig! Nicht einmal eine Cigarre darf man rauchen. Gott straf' mich, gar keine Unterhaltung!" Er reckte und dehnte sich und eben als der Schaffner rief: „Halle!" war er eingeschlafen. — Das glückliche Pärchen stieg aus und schritt Arm in Arm der Stadt zu, nach der Wohnung des Justizrath Friedrich; denn schon längst waren sie darüber einig geworden, daß sie in des Onkels Wunsch einwilligen wollten, um von nun an eine Dampfreise durch's ganze Leben zu machen.

Es war nach und nach dunkel geworden. In's Coupé, worin der Jünger des Mars saß, stieg eine Dame und nahm Ottilien's Platz ein. — Wenige Minuten Aufenthalt und der Zug sauste von dannen.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als der Lieutenant erwachte und sein erster Blick auf die Dame fiel. „Holla," dachte er, „jetzt ist sie allein, der Fremde hat sich gedrückt, vielleicht ist sie jetzt weniger spröde denn zuvor." — Er bog sich vertraulich zu dem Wesen hinüber und fragte mit möglichster Anmuth: „So allein, meine Schöne?"

Ein Seufzer aus tiefster Brust war die Antwort.

„Auf Ehre, sie schlägt Chamade!" jubelte innerlich der Kriegsgott, huschte zu ihr hinüber, nahm sie in seine Arme und drückte der sich wenig Sträubenden einen Kuß auf die Lippen.

„Göttin meiner Seele!“ rief er, „auf Ehre, ich liebe Dich, wie ich noch nie ein Weib geliebt habe!“

Die Locomotive begleitete diese Exclamation melodramatisch mit einem schrillenden Pfiff und — Leipzig war da.

„Nicht wahr, reizendes Wesen, ich bleibe Ihr Cavalier servant!“ säuselte der Lieutenant. „Ich darf Sie nach Ihrer Wohnung führen?“

„Sie Loser“, flüsterte die Dame ihm lieblich in's Ohr, indem sie sich an den Arm des Kriegers hing, „darf man Ihnen etwas abschlagen?“

„Wohin führe ich Sie, meine Holde?“ fragte der uniformirte Herzenseroberer, als er mit ihr aus dem Coupé in die Halle trat.

„In's Hotel de Pologne,“ lispelte sie süß und drückte den Arm des Vaterlandsvertheidigers. — Schnell schritt er mit seiner Dulcinea die Halle entlang und beeilte sich mit ihr in's Hotel zu kommen; denn kaum konnte er erwarten, mit der Schönen im traulichen Stübchen allein zu sein.

„Fiacre!“ rief der Blauuniformirte hastig, als er in's Freie kam, „Fiacre!“

„Hier, mein Herr!“ antworteten zwanzig Stimmen, und die Gelbkrägler umschwärmten ihn wie die Maikäfer. —

Das Paar hüpfte auf die nächste Droschke los, der junge Preuße hob seine Dame mit Grazie hinein, und eben wollte er sich gleichfalls in den Fond schwingen, als seine Donna, lieblich dankend, ihm das von einer Gaslaterne hell erleuchtete Antlitz zuwandte. Herr des Himmels! ein Madonnengesichtchen schaut ihn an — in negativer Bedeutung —, einzig in seiner Art. Hier konnte man eine Nase sehen, von Mutter Natur ausgestattet mit verschwenderischer Pracht; kühn bog sich dies Prachtexemplar hinweg über einen Mund, der eine anmuthige Elipse beschrieb, bis hin zum Ohrläppchen, und als er hold lächelte, ließ er eine volle Reihe Emaillezähne von blendender

Weiße sehen. Das Gesicht, ein lebendiger Taufschein von anno 90, war angehaucht vom lieblichen Morgenroth der bekannten Pariser Schminke Nr. 2, und an den Wangen herab wallten tornisterblonde Locken. „Nur näher, Theurer," flötete dies Engelsbild, als der Blauuniformirte sie mit offenem Munde anstarrte. Der aber mit einem Satze herunter vom Droschkentritt und mit einem Zweiten in einem gegenüberstehenden Wagen. „Die Dame im Carriere in's Hotel de Pologne!" commandirte er mit Stentorstimme dem harrenden Rossebändiger, dem seinigen aber flüsterte er in's Ohr, als fürchtete er, die Schöne könne ihn hören: „Nach Stadt Rom."

Giovanni Bombino Bombardemento,

der tugendhafte Banditenhauptmann,

oder:

Die Stimme der Wehmuth in den Gemächern des Jammers.

Erstes Kapitel.

Entsetzlich heulte die Windsbraut durch die kahlen Wipfel des Waldes; die schwarzen Wolken verhüllten das Angesicht der Mitternacht und schaurig ergoß sich der feuchte Regen in nassen Strömen. In seinen weiten Mantel gehüllt, lag Giovanni Bombino Bombardemento vor der Oeffnung der Räuberhöhle und achtete nicht des Regens, der sich in Strömen über ihn ergoß. Einige Stunden mochte er so gelegen sein, als er plötzlich aufsprang und, sich nachdenkend die Hände reibend, heftig rief: „Wo bleibt Alonzo?“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er deutliche Fußtritte hinter seinem Rücken bemerkte und nach einigen Augenblicken stand Alonzo vor ihm mit den Worten: „Hier bin ich, Hauptmann.“

„Wann kommt der Wagen, Alonzo?“ fragte der Hauptmann mit düsterer Stimme.

„Wenn der Morgen graut, Hauptmann“, erwiderte der treuherzige Alonzo.

„Wie viel sind ihrer, Alonzo?“ fragte wiederum der Hauptmann. „Außer ihm und ihr, kommen noch ihr Vater und sein Oheim, zwei Grafen, zwei Kutscher, drei Hunde und fünf Domestiken, Summa dreizehn, Hauptmann.“

„Unglücklicher Zufall!“ knirschte Bombardemento. „Ich kann mich doch auf Dich verlassen?“ fragte er bedeutungsvoll. Mit einer Thräne beleidigten Stolzes im Auge, antwortete der biedere Alonzo:

„Hauptmann, Du zweifelst an meiner Treue?“

„Nein“, erwiderte Bombino Bombardemento, indem er den treuherzigen Alonzo umarmte, „nein, ich zweifle nicht an Dir, Du gutmüthiger Mensch und Freund. Du sollst mir morgen das große Werk vollbringen helfen! Drum gehe in die Höhle und setze meine Leute in Kenntniß. Eine Stunde bevor der erste Hahn kräht, sollen sie sämmtlich im Walde zerstreut sein. Beppo und Leonardo lauern hinter der Kapelle; Mantucci und Francesco legen sich in den östlichen Graben und geben das Signal; Philippo tödtet den ersten Kutscher und Nasogrosso den zweiten; Du aber, mein theurer Alonzo, bleibst an meiner Seite!“

„Es sei, wie Du befohlen, Hauptmann“, antwortete der biedere Alonzo. „Doch laß mich erst niederknieen und im inbrünstigen Gebete den Himmel um das Gelingen des wichtigen Vorhabens anflehen.“

„Thue das, frommer Alonzo“, erwiderte Giovanni Bombino Bombardemento, und während der fromme Alonzo betete, blickte der edle Hauptmann bedeutungsvoll zum Himmel.

Zweites Kapitel.

Der Räuberhauptmann Giovanni Bombino Bombardemento war ein gebildeter Mensch. Er hatte sich früher durch Hilfe eines Klosterbruders, der ihn wie ein Vater behandelte, den Wissenschaften gewidmet. Vieles wußte er; doch wer seine Eltern waren, das wußte er nicht. Nur der Klosterbruder wußte es, welcher aber, nachdem er mehrere Monate an einem langwierigen Schlagflusse gelitten und des Bewußtseins der Sprache beraubt war, das Geheimniß in das Jenseits mit hinüber nahm. Als Giovanni eines Abends, den Verlust des Klosterbruders betrauernd, sich im Freien erging, kam er in die Nähe einer Villa und zu den Tönen der Laute hörte er von einer süßen Engelsstimme folgendes Lied:

Ach, was klagst du, arme Brust?
Ach, was klagst du, armes Herz?
Hoffe, daß einst süße Lust
Tauch herauf aus bitt'rem Schmerz!

Wenn schon diese Worte sein Herz entzückten, so war er ganz außer sich, als er die Sängerin selbst auf dem Balkone erblickte, um deren Schönheit sie von den Engeln selbst beneidet werden konnte. Ihr Marmorbusen, ihr Schwanenarm und ihr Alabasternacken verblendeten seine Blicke; als er ihr aber in's Antlitz sah, auf welchem Rosen und Lilien blühten, und sein Auge dem ihrigen begegnete, da vermochte er nur folgende Worte zu stammeln: „Bist du wirklich eine Jungfrau, oder nur ein Engel, der von des Himmels Sphären herabgeschwebt, mich zu verblenden?“ „Ich bin“, erwiderte das holde Wesen, mit einem Ausdruck, den kein Pinsel zu schildern vermag, „ich bin die Tochter des Grafen Lodovico Botta; Rosaura ist mein Name, in einem Kloster bin ich erzogen, ich gehe in's siebzehnte Jahr und werde von meinem Vater auf's Strengste bewacht. Dieses ist Alles, was ich Dir, Du schöner, liebenswürdiger Mann, zu sagen weiß.“ —

Auf die Kniee stürzen, Thränen des Entzückens vergießen, die Gefühle ewiger Liebe betheuern und die ganze Welt außer Rosaura vergessen, war bei Giovanni kaum das Werk einer Stunde. Gerne wollte er, als er sich wieder vom Boden erhob, einen heißen Kuß auf die Rosenlippen der Angebeteten drücken; aber das Haus war verschlossen und der Balkon sehr hoch. Das engelgleiche Mädchen verstand den holden Jüngling, bat einige Augenblicke sich zu gedulden, verließ mit einem bedeutungsvollen Lächeln den Balkon und kehrte gleich mit drei langen Handtüchern zurück, welche sie sehr geschickt an einander knüpfte. Nach einer Minute kletterte Giovanni vermittelst der Handtücher auf den Balkon, umarmte die unschuldige Rosaura und bedeckte sie mit heißen Küssen. Während sich aber das holde Paar gegenseitig in den Armen lag und mit Küssen bedeckte, hüllte sich Luna in einen dichten Wolkenschleier und tiefe Finsterniß bedeckte die nächtliche Dunkelheit. —

Drittes Kapitel.

Der Bund ewiger Liebe war geschlossen; aber im Hintergrunde herrschte das verderbliche Vorurtheil. Der stolze Graf, dem die bleichen Wangen auffallen mußten, fragte seine Tochter, was ihr fehle. Das kluge Mädchen verschwieg dem Vater das süße Geheimniß. Wer beschreibt aber seinen Zorn, als er Rosaura einst auf dem Balkon in den Armen Giovanni's fand!

„Was willst Du hier, junger Mensch?“ fragte der seiner nicht mehr mächtige Graf.

„Ich liebe Deine Tochter“, erwiderte der wahrheitsliebende Jüngling.

„Bist Du von Adel?“ fragte der Graf mit einem forschenden Blicke.

„Nein!“ antwortete Giovanni muthig.

„Wie, Du bürgerliche Canaille kannst es wagen, Deine Augen zu meiner Tochter zu erheben?“ Und mit diesen Worten ließ er den edlen Jüngling von einigen Domestiken aus dem Hause jagen. Als Giovanni sich im Freien befand, blickte er, knirschend über den Schimpf, in die dunkeln Wolken. Was blieb ihm jetzt noch übrig, als Räuberhauptmann zu werden?“ —

Viertes Kapitel.

Giovanni wurde Räuberhauptmann. Seine unglückliche Liebe hatte ihn jeden Unterschied zwischen Mein und Dein vergessen lassen. Er lauerte mit seinem Freund Alonzo, der schon früher korrespondirendes Mitglied vieler Räuber-Gesellschaften war, den Reisenden auf, schnitt Koffer und Nachtsäcke ab und durchbohrte Jeden, der hartnäckig und frech sein schnödes Eigenthum vertheidigen wollte. Aber Giovanni's edles Herz blieb sich in diesem neuen selbstgewählten Beruf immer gleich. Er nahm blos die Hälfte der errungenen Beute für sich und vertheilte das Uebrige unter die Gesellschaft, unterstützte Arme und Nothleidende und verwendete vieles Geld auf milde Stiftungen. Der Ruf von von seinem moralischen Character und seiner großartigen Denkungsart verbreitete sich bald in der ganzen Gegend; da aber seine Bescheidenheit ihn zwang, zurückgezogen und in der Verborgenheit zu leben, so schickte die zudringliche Gerechtigkeit vergebens ihre anmaßenden Diener, um ihn aufzusuchen. Eines Tages hörte Giovanni, der sich als Räuberhauptmann den fürchterlichen Namen Bombino Bombardemento beigelegt, daß binnen achtundvierzig Stunden seine geliebte Rosaura die Gattin eines jungen Grafen aus einem alten Geschlechte werden würde. Er erfuhr ferner durch seinen frommen Freund Alonzo, welchen Weg das Brautpaar und

deren Verwandten einschlagen würden, um zur Kapelle zu gelangen. Wer kann es ihm also verargen, wenn er sich vornahm, alle Verwandten sammt dem Bräutigam zu ermorden, um so in den rechtmäßigen Besitz Rosaura's zu kommen?

Fünftes Kapitel.

Kaum begann Aurora die östlichen Wolken mit dem Purpur ihrer Morgenröthe zu vergolden; kaum fing der sanfte Morgenstern an zu erbleichen, als der fromme Alonzo, nachdem er sein Morgengebet vollendet, feierlich sprach: „Hauptmann, wir kriegen heute gutes Wetter!" —

„Wir kriegen heute gutes Wetter, Alonzo", erwiderte der Hauptman bedeutungsvoll. Der fromme Alonzo wollte eben wieder eine Frage stellen, als sich das dumpfe Gerassel mehrerer Wagen vernehmen ließ. „Sie sind's!" rief Alonzo.

„Sie sind's am längsten gewesen!" bemerkte Bombardemento mit ruhiger Kälte. Kaum aber waren diese Worte gesprochen, als zwei Schüsse fielen und mit ihnen die beiden Kutscher. Philippo und Nasogrosso hatten gut getroffen. Alonzo und der Hauptmann sprangen nun aus dem Gebüsche. Während jener die Verwandten tödtete, hatte dieser den Bräutigam ermordet. Die Reihe war nun an dem Grafen. Mit aller Kraft der Verzweiflung wehrte man sich gegen die Räuber. Vergebens! Nach fünf Minuten war alles von der gräflichen Familie todt, bis auf Rosaura, welche sehr ohnmächtig auf dem Boden lag.

„Unser Werk ist vollbracht!" sagte der Hauptmann zu seinen Leuten, die, ihrer Pflicht gemäß, den Wagen plünderten. „Wo ist mein Alonzo?"

„Hier!" krächzte eine röchelnde Stimme. Wer beschreibt aber den Schrecken des Hauptmanns, als er seinen treuen

Freund, von einer Kugel tödtlich getroffen, in seinem eigenen Blute auf der Erde sah?

„O mein frommer Alonzo“, seufzte der Hauptmann, indem er sich eine Thräne aus den Augen wischte, „muß ich Dich so sehen?“

„Tröste Dich, edler Mensch“, erwiderte der fromme Alonzo. „Ich muß sterben, aber sterbend kann ich sagen, daß ich gelebt habe. Mein Lebenslauf ist vollbracht!“

„Hast Du keinen Wunsch?“ fragte der edle Hauptmann.

„Mein Sohn soll mein Geschäft fortsetzen!“ erwiderte der fromme Alonzo, blickte mit gebrochenem Auge in die Wolken und war nicht mehr. —

Sechstes Kapitel.

Ungefähr ein Jahr nach jener traurigen Katastrophe war verflossen, als der edle Räuberhauptmann Bombino Bombardemento an der Seite seiner Rosaura auf einem bemoosten Felsen saß und, einen Kuß auf ihre Lippen drückend, mit sanfter Stimme sprach: „Warum so niedergeschlagen, meine Rosaura? Hast Du nicht Ursache glücklich zu sein?“ „Wie sollte ich nicht glücklich sein, da ich Dich besitze“, lispelte das holde Wesen. „Aber“ — —

„Sprich mein Kind“, bat der edle Hauptmann.

„Ich habe eine zu schwache Constitution; ich kann das Räuberleben nicht vertragen“, flötete Rosaura. „Ist es nicht möglich, daß Du dies Geschäft aufgiebst?“

„Es wäre zu gemein, zu krämerhaft“, erwiderte der Hauptmann, „wenn ich Dir sagte, daß sich mein Geschäft zu gut rentirt. Allein Du weißt, ich habe geschworen, der Gesellschaft stets treu zu bleiben und ein ehrlicher Mann darf seinen Eid nicht brechen.“ „O, mein Giovanni“, antwortete die gute Rosaura, „Du bist ein Biedermann; aber mit dieser edlen Gesinnung wirst Du nicht fortkommen in dieser tückischen Welt.

Gieb Dein Geschäft auf! Du kannst ja auch ohne Räuber zu sein viel Gutes wirken!" Giovanni begann nach einigen Augentiefen Nachdenkens: „Du hast Recht!" Ich habe mir ein nicht unbedeutendes Kapital erspart. Wir wollen nach Frankreich gehen!"

Der edle Giovanni merkte nicht, daß er von dem giftigen, neidischen Calandrino belauscht wurde, der sich gern schon längst zum Hauptmann aufgeworfen hätte, wenn die Räuber es nicht verschmäht hätten, unter dem Oberbefehl eines Menschen zu stehen, der von Moral und Menschenwürde nicht den geringsten Begriff hatte. Calandrino, der gehört hatte, daß die Regierung einen Preis von 1000 Scudi auf das Haupt des Hauptmanns gesetzt und dem Verräther Verzeihung zugesichert, hatte einen Entschluß gefaßt, der unserm edlen Giovanni so verderblich werden sollte.

Siebentes Kapitel.

Kaum hatte sich des Mondes Sichel zweimal erneuert, als eines Morgens sich in der Nähe der Räuberhöhle dumpfes Hufgetrappel vernehmen ließ. Der kluge Giovanni dachte gleich, daß dieses Roßgetrappel von Pferden herrühren müsse und sprang vom Lager auf. Als er aus der Oeffnung der Höhle blickte, bemerkte er, daß diese von schnöden Sbirren umringt sei, mit denen er schon seit langer Zeit in unfreundlichem Verhältniß stand. Er forderte seine Leute auf, zu thun, was braven Männern in solchen Fällen zu thun geziemt. Nach einigen Minuten war der heftigste Kampf ausgebrochen. Auf einer Seite die schnöden Söldner, auf der andern die edeln Räuber. Leider aber wurden diese vom wankelmüthigen Glücke verlassen und fielen zum großen Theil von den Kugeln und Schwertern der Soldaten. Mehrere aber von Bombardemento's Leuten, die keinen Muth mehr hatten, ihren Muth aufrecht zu erhalten, ergaben sich auf Tod und Ungnade. Der edle Bombino wollte

sich in diesem Augenblicke eine Kugel durch den Kopf jagen, als sein besseres Ich den Sieg über ihn davon trug. Er sah ein, daß Selbstmord sündlich und heidnisch sei. „Hier ist mein Schwert!“ sagte er daher zu den Sbirren. „Ich bin eurer Gefangener.“

„Und ich nicht minder euere Gefangene“, flüsterte die holde Rosaura, „hier ist mein Schwert.“ Die Sbirren waren überrascht von der Schönheit Rosaura's die an der Seite ihres Geliebten gefochten hatte.

„Seid Ihr nicht eine Botta? fragten die Sbirren, sich demüthig verneigend.

„Ja!“ seufzte Rosaura mit edlem Anstande.

„So nehmt, edle Gräfin, unsern Schutz an. Ihr seid von edler Familie. Ueber Euch haben wir keine Gewalt.“

„Eure Worte beleidigen mich“, entgegnete die edle Rosaura. „Mein Schicksal bildet mit Bombardemento's Schicksal nur ein einziges Schicksal. Was die Gerechtigkeit über ihn verhängt, gilt auch mir. Hand in Hand mit ihm tret' ich auf's Schaffot und sehe trotz dem Henker in die Augen.“

Während Bombardemento diese Worte hörte, fiel er der Geliebten in die Arme. Als beide in stummer Umarmung so da standen, fühlten die Sbirren ein tiefes Mitgefühl in sich rege werden und vergossen sämmtlich Thränen des heißesten Mitgefühls.

Achtes Kapitel.

Zehn Jahre lang hatte der edle Räuberhauptmann Giovanni Bombino Bombardemento in den furchtbaren Gemächern des Jammers zugebracht. Sein ergrautes Haar hing ihm wild über die Stirne, und bis an die Knie wallte sein länglicher Bart. Seine Nägel waren Adlersklauen geworden. Er trank

nichts als Wasser, bediente sich keines Schnupftuches und war in seinen Mußestunden beschäftigt, deutsche Räubergeschichten in's Italienische zu übersetzen. Als er eines Abends gedankenvoll auf dem harten Stroh lag, schlug es plötzlich Mitternacht und endlich stieg der Geist des getödteten Grafen aus dem Boden, ging langsam auf den Räuber zu, betrachtete ihn lange mit starren Augen, faßte ihn bei der Hand, begann mit gräßlicher Stimme: „Bombardemento!“ und — war verschwunden. Kaum kam vor Schrecken der kalte Schweiß auf die Stirne Bombardemento's, als sich der Boden wieder eröffnete und der Geist Rosaura's, die schon seit mehreren Jahren aus Gram gestorben war, plötzlich emporstieg. „Sei standhaft, Bombardemento“, rief sie und — war verschwunden. Zehn Jahre lang hatte, wie bereits erwähnt, der edle Räuberhauptmann Giovanni Bombino Bombardemento in den furchtbaren Gemächern des Jammers gelegen. Während dieser Zeit lag er wöchentlich zweimal auf der Folter; aber er ertrug es mit der Standhaftigkeit eines Mannes, der seiner Gesinnung alles zum Opfer bringt. Er ertrug die langen kalten Winternächte und die langen heißen Sommertage ohne zu murren. Da hörte er plötzlich, daß ihn Grillparzer dramatisch bearbeite; diesen harten Stoß konnte Bombardemento nicht ertragen und gab vor Schrecken über diese fürchterliche Nachricht sogleich den Geist auf.

Ende

der Räubergeschichte, welche um Entschuldigung bittet, daß sie ein so schlechtes Ende genommen hat.

Ludwig Kalisch.

Der heilige Gambrinus und der Teufel in Lichtenhain.

Zur Feier des 300jährigen Jubelfestes der Universität Jena gedichtet, von einem gewesenen Tus, souveränem Herzog in Lichtenhain.

Ich will aus alten Tagen
Euch heut' ein Märchen sagen,
Wollt Ihr Gehör mir leih'n:
Es kam auf einer Reise
Gambrinus 'mal, der weise,
In's schöne Lichtenhain.

Der Tag war schon gesunken,
Der ganze Hof betrunken,
Gambrinus war allein;
Da saß der alte Zecher
Und leerte seinen Becher
Und schenkt' ihn wieder ein.

Und plötzlich in dem Dunkeln
Sah er zwei Augen funkeln
Und griff nach seiner Kron'.
Es war dabei kein Zweifel,
Es stand vor ihm der Teufel
In eigener Person.

Und sprach zu ihm: Herr König!
Beeilet Euch ein wenig,
Ich habe keine Zeit;
Hinab mit mir zur Hölle,
Bald wird es wieder helle,
Und unser Weg ist weit.

Gambrinus sprach verwegen:
Ich habe nichts dagegen,
Es ist noch Zeit genug.
Drum denk' ich, eh' wir spritzen,
Bleibst Du ein wenig sitzen,
Wir trinken einen Schluck.

Und flugs mit goldnem Schaume
Der König bis zum Saume
Erfüllte den Pokal.
Der Teufel es nicht wehrte
Und nacheinander leerte
Den Becher dreizehn Mal.

Und siehe da, ihm fingen
Die Ohren an zu klingen,
Die Sinne ihm vergeh'n;
Konnt' kaum die Zunge regen,
Nicht Huf noch Schwanz bewegen,
Nicht gehen und nicht steh'n.

Und siehe da, es graute
Der Morgen schon und laute
Hub an der Hahn zu schrei'n.
Da sprach der Teufel: Führe
Mich nur bis an die Thüre
Und laß uns Freunde sein.

Willst Du mich heute schonen,
Werd' ich Dich reichlich lohnen,
Du sollst zufrieden sein.
Fortan, ich will es schwören,
Soll Dir allein gehören
Das schöne Lichtenhain.

Und sollt' in künft'gen Tagen
Ich jemals wieder wagen
Nach Lichtenhain zu zieh'n,
So bei der Hölle Kohlen
Will ich mich selber holen,
So wahr ich Teufel bin.

Seit diesem Tage, Brüder,
Bewohnen Lust und Lieder
Das schöne Lichtenhain.
Gambrinus bleibet Meister,
Es wagen böse Geister
Sich nimmermehr hinein.

Gambrinus Geist er waltet
Hier ewig und gestaltet
Sich zum erlauchten Tus,
In ihm begrüßen wieder
Den Edlen unsre Lieder,
Der ewig herrschen muß.

Drum Brüder, füllt die Becher!
Es leb' der alte Zecher,
Es leb' der neue Tus.
In Einem leben Beide
Zu ewig neuer Freude,
Zu ewig junger Lust!

Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel.

„Ja, ja, wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt' Ihn, doch Er blieb dabei
Daß Er die Straße kenne.
O weh! die Nacht ist schauerlich!
Nun Bakel, rett' er mich und sich!“ —

»Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr'!
Ich weiß nicht mehr zu helfen;
Doch zittr' ich gar nicht, wie ein Narr,
Vor Räubern und vor Wölfen.
Horaz sagt: Purus sceleris
Non eget Mauri jaculis!« —

„O wär' doch Er und Sein Latein
Beim Styx und ich — im Bette!
Er treibt wohl gar noch obendrein
Mit meiner Angst Gespötte?
Doch halt! In jenes Thales Schooß
Winkt uns ein Licht! Geh'n wir d'rauf los?“

»Cur non, mi Domine! Es muß
Ja wohl ein Mensch dort wohnen;
Der Fürst mit Schwanz und Pferdefuß
Wird da gewiß nicht thronen.
Hin, cito hin! Schon wittr' ich hier
Ein Gläschen gutes Magenbier.“ —

Dem Dorfschulmeister folgt nun dreist
Sein Pfarr' zum Lichtgefunkel.
Doch welcher schadenfrohe Geist
Hetzt sie durch Nacht und Dunkel?
Sie machten mit dem Neckgeist Wein
Bei einem Schmaus sich zu gemein.

Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weste
Empfing ein wenig kalt und kahl
Die späten, schwarzen Gäste.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls sich hier.

An Federbetten nur gebricht's.
Was helfen saure Mienen?
Ja oder Nein! Ich kann mit nichts
Als Stroh die Herr'n bedienen.
Das soll im obern Kämmerlein
Sogleich für sie bereitet sein.“ —

Der Pfarr' sah still auf seinen Bauch,
Als wollt' er ihn befragen:
„Wird Dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?“
Doch Bakel sprach: »Perfectum est
Sub sole nil! Mach' Er das Nest!“

Er sagte so und es geschah.
Nun hängte Pastor Schmolke,
Der nirgends einen Stutzbock sah,
An's Fenster seine Wolke,
Warf sich auf die verhaßte Streu
Und sein Gefährte nebenbei.

Nur eine dünne Brettwand schied
Die Pilger von dem Wirthe,
Der jetzt ein langes, frommes Lied
Nebst seinem Weibe schwirrte,
Den Abendsegen las und dann
Noch dieses Bettgespräch begann:

Ja, Frau, sobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen schlachten,
Sie sind, wenn man sie recht beschaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Bursch' ist kugelrund;
Mir wässert schon nach ihm der Mund."

Der Wirth, ein roher Fleischer, sprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von seinen Schweinen; aber ach!
Wie zagten unsre Helden!
Sie standen in dem tollen Wahn,
Die Rede geh' ihr Leben an.

„He, Bakel, schläft er, hört er nicht,
Was in der Nebenstube
Der Menschenfresser von uns spricht? —
Hu! eine Mördergrube
Ist dies vermaledeite Haus,
Wär' ich lebendig nur heraus!"

»Pro dolor! Doch wir stehen ja
Noch nicht in Charon's Nachen;
Noch können viel convivia
Ihr Bäuchlein runder machen,
Sperr' oculos! Seh'n Sie nicht hier
Ein Fenster? Durch das springen wir!"

„Ja, so ein leichter Flederwisch
Wie Er, kann das wohl wagen,
Und dennoch seinen Leichnam frisch
Und heil nach Hause tragen;
Ich aber stürze, Gott erbarm'!
Stracks in des Todes offnen Arm." —

Die Bakel'sche Beredsamkeit
Gab sich noch nicht gefangen,
Und bombardirte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen,
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Sprunge sich entschloß.

Nun war nur noch die Frage, wer
Den Vortanz wagen sollte;
Sie stritten hin, sie stritten her,
Weil lange Keiner wollte,
Bis endlich rasch der Pädagog
Voran hinab in's Höfchen flog.

Er stürzte, salva venia,
Auf einen Berg von Dünger.
Es lag sich gar nicht unsanft da,
Auch schmerzt' ihn nicht ein Finger.
Doch fiel jetzt, wie ein Felsenstück,
Sein schwerer Freund ihm auf's Genick.

Nach Felsensitte wich er auch
Kein Haar, trotz Bakel's Fluchen.
Der mußte durch des Hügel's Bauch
Sich einen Ausweg suchen.
Zum Stehen brachte Schmolken kaum
Ein aufgefund'ner Hebebaum.

Stockfinster war's, in Strömen schoß
Der Regen von dem Dache,
Und vor der Hofthür lag ein Schloß,
Traun, eine schlimme Sache!
Denn fruchtlos nur war ihr Bemüh'n,
Dem Kannibalen zu entflieh'n.

Sie machten sich schon ganz bereit,
Der Welt Valet zu singen,
Und wünschten nur, ihr Restchen Zeit
Im Trocknen hinzubringen.
Wer mäßig wünscht, der wird erhört,
Wie täglich die Erfahrung lehrt.

Drum konnten auch die Herren bald
Sich eines Obdachs freuen;
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das Moses Kinder scheuen.
Nun weiß wohl Jeder auf ein Haar,
Daß es das Haus der Schweine war.

Hurr! floh das wilde Rüsselvieh
Durch's aufgemachte Pförtchen.
An seiner Statt bezogen sie
Sein warmes Lagerörtchen,
Umarmten sich, wie Brüder, fein,
Und sprachen Muth und Trost sich ein.

„Bedenk' Er, Freund, was ist das Grab? —
Ein Thor zu bessern Zonen,
Wo ruhen wird der Bettelstab
Vertraut bei Kaiserkronen.
Dann bleibt er nicht mehr Famulus,
Der die Agende tragen muß." —

„Ja, schön sagt der Lateiner so:
Si hora mortis ruit,
Tunc is fit Irus subito,
Qui modo Croesus fuit.«
So sprachen sie die Nacht entlang,
Bis Morgenlicht in's Höfchen drang.

Jetzt knarrte plötzlich eine Thür.
Der braune Menschenfresser
Erschien mit rascher Mordbegier
Und wetzte seine Messer.
„Heraus, ihr Schwarzen, frisch heraus!
Mit Eurem Leben ist es aus!"

Er griff hinein mit fester Hand,
Um eine Sau zu holen;
Doch schnell, als hätt' er sich verbrannt
An Bakel's dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, wie toll im Sinn,
Und schrie: „Der Teufel steckt darin!"

Den Leidensbrüdern ward nun so
Des Irrthums Staar gestochen.
Ihr Hauswirth ward nicht minder froh,
Als sie dem Stall entkrochen.
Das Abenteuer dieser Nacht
Ward jetzt aus Herzensgrund belacht.

Beim Abschied schwur das Kleeblatt zwar
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch bat ich jüngst den leckern Pfarr'
Auf einen Wildpretsbraten:
Drob freute so sich sein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

Langbein.

Mundus vult decipi.

Monolog.

„Also, schon wieder, und nun zum letzten Male durchgefallen; ich habe einmal keinen Kopf und Sitzfleisch zu dem langweiligen Studiren, wie mein Zimmernachbar und Freund, der Stubenhocker. Als flotter Studio ist auch mein Vermögen in Saus und Braus verschwunden, gestern noch schrieb mir mein Vormund, daß der ganze Rest kaum dreihundert Gulden betrage. Er fügt noch die sarkastische Bemerkung bei, daß, wenn ich wieder durchgefallen, woran er zwar nicht zweifle, mir wahrscheinlich keine andere Wahl übrig bleibe, als nach Amerika zu segeln, um dorten irgend einen beliebigen Schwindel anzufangen, für welchen ich unstreitig großes Talent schon gezeigt hätte. Nun ja, er mag Recht haben, aber wir bleiben hier, theuerster Vormund, hier in loco, wir sind schon längst ziemlich einig, was angefangen wird. Von heute an und für immer soll unser Wahlspruch bleiben: Mundus vult decipi. Morgen muß mein neuer Wirkungskreis als Annonce in verschiedene Blätter, noch heute wird sie vollends fertig geschmiedet.“

Mundus vult decipi.

Monolog.

„Summa cum laude, summa cum laude. Großer Gott! das übertrifft meine kühnsten Erwartungeu, so glänzend hätte ich mir meinen Examen nicht träumen lassen, freilich, es hat auch manche schlaflose Nacht gekostet. Aus dem bescheidenen Candidaten ist nun ein der Medizin beflissener Doktor geworden. O! ich fühle mich so glücklich, das heißersehnte Ziel erreicht zu haben, in welchem ich zu Ehren der Wissenschaft, und zum Nutzen der leidenden Menschheit wirken und arbeiten kann. Großes hoffe ich zu vollbringen. Ich eile jetzt zu meiner geliebten Braut, in vier Wochen muß Hochzeit sein, doch ich darf auch die übliche Annonce nicht vergessen. Ich möchte denn eigentlich wissen, wie es meinen Zimmernachbar zu Muthe ist, daß er durchfiel war vorauszusehen."

Annonce.

Cayaputa-Essenz,

oder: **die willkommene Menschenfreundin.**

Es muß dem Publikum eine höchst erfreuliche, beruhigende Erscheinung sein, nach so vielem vorhergegangenen Schwindel und Charlatanismus in dieser Branche, endlich einmal eine echte Perle zu finden. Dem Unterzeichneten ist es nämlich durch glücklichen Zufall, und enorm hohen Ankauf gelungen, in Besitz obiger Essenz und deren eigenthümliche Zusammensetzung zu kommen. Ein ehemaliger Matrose war nämlich während zwanzigjähriger Gefangenschaft tief im Innern Brasiliens, so glücklich, das als heilig bewahrte Geheimniß den Indianern abzulauschen. Dem gebildeten Theile der menschlichen Gesellschaft ist es längst bekannt, daß dorten ein Indianerstamm wohnt, der sich sowohl durch äußere Schönheit, als auch durch ungemein kräftiges, gesundes Dasein, sowie hohes Alter seiner sämmtlichen Angehörigen, wunderbar auszeichnet, ja man darf kühn behaupten, daß das Wort Krankheit in ihrer Sprache nicht existirt. Alle diese Erfolge wurden jedoch nur durch entsprechende Anwendung dieser Cayaputa-Essenz erzielt. (Bekanntlich rührt auch das Chinin von diesen Indianern her.) Angesichts jener Thatsachen, beeile ich mich, zum Wohle aller meiner Mitmenschen diese Essenz ohne allen weiteren Prunk und hier überflüssige Anpreisung zu empfehlen. Nur der Erfolg soll sprechen. Briefe und Gelder erwartet franco

Ganze Flaschen 3 Thaler }
Halbe Flaschen 1½ Thaler } nebst Gebrauchs-Anweisung.

Dr. van der Warren,
Residenzstraße Nr. 89.

Annonce.

Der Unterzeichnete hat sich als praktischer Arzt in hiesiger Stadt niedergelassen. Sprechstunden von zwei bis vier Uhr in dessen Wohnung, Universitätsplatz Nr. 26, eine Stiege hoch.

Dr. Carl Wolfe.

Vier Wochen später.

Ihre heute vollzogene eheliche Verbindung zeigen Freunden und Bekannten an.

Berlin, den 12. März.

Dr. Carl Wolfe,

Amalie Wolfe, geb. Hellwert.

Ein Jahr später.

„Das wäre für heute abgemacht, für den Anfang darf ich zufrieden sein, das geht ja über alles Erwarten, seit dieser Zeit weit über zweitausend Bestellungen, ich muß mich um ein eleganteres Logis umsehen und Gehülfen nehmen. Das Geschäft fängt an, mir über den Kopf zu wachsen, täglich beinahe drei Stunden arbeiten zu müssen, ist zu viel, von dem ewigen Einpacken, Siegeln und Adressenschreiben geht man noch zu Grunde. Vor Allem jetzt wiederholt die Annonce in alle möglichen Zeitungen. Glänzende Zeugnisse in Hülle und Fülle sind dazu fabrizirt, die haben seither gefehlt, nun kann's erst recht losgehen ha! ha! ha!"

Ein Jahr später.

Briefträger: „Heute, Herr Doktor, kommen wir wieder zu Viert! das Porto macht, à 1 kr. per Brief, 41 fl. 36 kr."

Doktor: „Gehen Sie nur in den Briefsaal, dort wird das Porto ausbezahlt."

„Nun, die Sache macht sich ja ganz prächtig, famos, was für ein unerhörtes Glück, daß ich durchgefallen. Mein Vormund hat unstreitig ein prophetisches Talent entwickelt, indem er, so zu sagen, mit schuld an dieser überaus glänzenden Carrière ist. Domingo, so eben lese ich im hiesigen Anzeiger, daß 200,000 Guldeu gegen doppelte Sicherung gesucht werden, und ein Rittergut ganz in der Nähe zu verkaufen, erkundige Dich auf der Expedition nach den betreffenden Adressen. Alsdann gehe zum Pferdehändler und erhöhe mein gestriges Gebot auf die vier Apfelschimmel um zwanzig Louisd'or, die Thiere muß ich haben. Weiter gehe auf den Universitätsplatz zu Dr. Wolfe, er möchte herkommen, mir sei nicht ganz wohl. Der neue Doktor soll ziemlich geschickt sein, vielleicht ist es am Ende mein ehemaliger Zimmernachbar."

Ein Jahr später.

„Ach, bester, lieber Mann, um Gotteswillen, schone Dich, denke doch an Deine eigene Gesundheit, an Deine Frau, jetzt bist Du eben ganz durchnäßt vom Regen zu Hause gekommen, und willst so schnell wieder fort, bitte, kleide Dich wenigstens um, Du opferst Dich noch ganz Deinem Berufe."

„Hier, lies diese Zeilen, es ist keine Minute zu verlieren, ich fürchte, man hat meine Verhaltungsmaßregeln nicht genau befolgt, der arme Teufel muß seiner Familie erhalten bleiben. Gelingt mir diese Cur, bei welcher ich eine ganz neue Idee ausführe, so habe ich nicht allein alle Ehre davon, sondern ich kann auch diesen Fall in einige medizinische Zeitschriften berichten, wodurch die Wissenschaft um eine interessante und wichtige Erfindung bereichert wird. Vielleicht bekommen wir dadurch auch mehr Patienten."

Ein Jahr später.

Du hast ja einen Brief erhalten, lieber Mann, und noch dazu mit einem so großen Siegel, gewiß sollst Du zu einem vornehmen Kranken kommen, am Ende ist derselbe noch reicher, als der Herr, der gestern den schwarzen Diener geschickt hat. Ich darf mir gewiß jetzt bald einen neuen Shawl kaufen, es ist sonst auch noch Manches nothwendig."

„Sei einmal still, geliebter Engel, mit Deinen Luftschlössern; ein hohes Glück ist mir geworden, überzeuge Dich selbst, theile meine unendliche Freude. Die Akademie der Medizin in Paris hat meine Abhandlung über die von ihr gestellten Fragen als die beste erklärt, und mir einstimmig den Preis zuerkannt, sogar mich zum correspondirenden Ehrenmitgliede ernannt. Ich zweifle nicht, daß wir jetzt mehr zu thun bekommen; es sind freilich auch zu viel Aerzte hier. Aller Anfang ist schwer, so ging es fast den meisten meiner Collegen, die nun von bedeutendem Rufe sind. Jetzt darfst Du auch nicht mehr schelten, böses Frauchen, wenn ich manchmal im Interesse meines Berufes einige Nächte durcharbeite."

Schlußdialog.

„Der gnädige Herr haben mir die hohe Ehre erzeigt, mich rufen zu lassen.“

„Gnädiger Herr, gnädiger Herr! was soll hier der gnädige Herr, kennst Du Deinen alten Universitätsfreund van der Warren nicht mehr, ich habe mich freilich etwas zu meinem Vortheile verändert.“

„Ist es möglich, Sie wären, Du wärest van der Warren, da darf ich ja herzlich gratuliren, gewiß eine reiche Erbschaft gemacht, mindestens einen indischen Nabob —“

„Ererbt keinen rothen Heller, rein Alles selbst verdient, allein mir erworben, mein lieber Doktor. Wir beide sind eigentlich immer noch Collegen, nur mit dem Unterschiede: Du kannst und willst, ich jedoch soll die Menschen wieder gesund machen. Ich bin derselbe van der Warren, den Du jedenfalls zur Genüge aus Zeitungen kennen mußt. A propos, wie gefällt Dir meine schwarzäugige Tscherkessin, ist kaum 16 Jahre alt, schade, daß sie unsere Sprache noch nicht versteht, kostet enormes Geld.“

„Kann ich es glauben, Du derselbe van der Warren und diesen eminenten Erfolg! Herr Gott, wo bleibt da die Entschädigung für unsere Kunst und Wissenschaft, mir ist der Kaiserschnitt zweimal gelungen, die Halsbräune in dem schlimmsten Stadium ist bei mir keine Krankheit mehr, die schwierigsten Stein-Operationen und ähnliche Curen habe ich glücklich ausgeführt, leider aber eben nur bei armen Leuten. Dabei sind meine Verhältnisse ziemlich bescheiden geblieben, man kennt mich bei den höhern Ständen kaum dem Namen nach. Ich möchte manchmal an der Menschheit verzweifeln.“

„Lieber Freund, ereifere Dich doch nicht allzusehr, Du hast erstens bei all' Deiner Geschicklichkeit einen unverzeihlichen Fehler begangen, indem Du Dein Licht unter einen Scheffel gestellt, wie man zu sagen pflegt. Man muß heut' zu Tage nicht allein von sich selbst reden, sondern von sich reden und drucken lassen, zweitens wirst Du bei aller Anstrengung niemals, auch nur annährend, meinen Erfolg erreichen.

Ich kann es Dir mathematisch beweisen. Du hast z. B. wahrscheinlich auch gehört, daß gestern bei der neuen Oper über 2000 Zuschauer im Theater waren. Ich frage Dich nun, werthester College, wie vielen von denselben 'traust Du wirklichen, gesunden Menschenverstand zu?"

„Gesunden, wirklichen Menschenverstand, hm! hm! leider nicht sehr vielen, hoch angenommen kaum 200."

„Ah! bravissimo, längst mit einverstanden; Du hast jetzt selbst die mathematische Aufgabe gelöst, die 200 gehören zu Deinen Kunden, die übrigen 1800 stellen mein Contingent, wendet man nun dieses richtige Verhältniß auf das übrige Publikum an, so werde ich gegen Dich stets entschieden im Vortheile bleiben. Mundus vult decipi."

Nordische Ballade.

Hoch an Nörwögs Felsenstrande
Auf dem Raubschloß Rapsjözungar
Saß die Jungfrau Affjäskande
Mit dem Buhlen Swinjöskungar,
Und empfing die süßen Pfande
Seiner Liebe, Kuß und Ringjö.

Swinjöskungar, Affjäskande,
Affjäskande, Swinjöskungar!
Hört von hoher Zinnen-Rande
Ritter Vorstjö von Spölunggar
Seufzen an dem Felsenstrande,
Bis die Eifersucht ihn würgtjö.

Und er schreitet zu Siöfbrödur,
Zu dem Vater Affjäskande's,
Deutet auf sein Roß Skindlödur,
Auf sein Schwert Abmückjöswandes,
Auf sein Trinkhorn Swärjönödur,
Und versetzt mit breitem Mauljö:

Wenn Ihr nicht, wie Ihr versprochen,
Mir die Tochter gebt zum Weibe,
Wird es fürchterlich gerochen,
Denn das Blut aus ihrem Leibe
Zapf ich Ende dieser Wochen
Mit dem Schwert in dieses Hornjö.

Trink' es aus und werde rasend,
Reite fort und kehre wieder,
Aus des Rosses Nüstern blasend
Wuth und Schaum auf Euch hernieder,
Den ich, weil er so anmaßend
Mich behandelt, fressen willjö.

Und Siöfbröder reicht die Rechte
Vorstjö, seines Busens Freunde,
Von Spölungars Hausgeschlechte,
Der es treu urd redlich meinte,
Und bei'm Tag der Mitternächte
Treten sie auf den Balkonjö.

Teufel! die verliebten Wesen
Fahren jählings auseinander,
Doch sie weiß das Haar zu lösen,
Hurtig wie ein Salamander,
Zu verstecken vor den bösen
Menschen den geliebten Freundjö.

Sieh, die langen goldnen Locken
Fallen bis hinab zum Strande,
Und der Buhle leis' in Socken,
Klettert hinter Affjäskande
D'ran hinunter, unerschrocken,
Ohnbeschädigt, ohnbemerktjö.

Und beschämt vor seinem Kinde
Steht der Vater mit dem Freunde,
Ihm entfallen alle Gründe,
Daß die Tochter er befeinde;
Doch, damit er Ruhe finde,
Leert er flugs ein Horn voll Methjö.

Und der Freund, mit Namen Vorstjö,
Weiß vor Schaam sich nicht zu fassen,
Beißt daher in eine Worstjö,
Seinen Zorn nicht sehn zu lassen,
Und, da's ihm verursacht Durstjö,
Leert er flugs voll Meth ein Hornjö.

Dann verzweifelnd an sich selber,
An der Augen eignem Schauen,
Reißt er sich vom Haupt den Felber
Mit der Hände grimmen Klauen,
Und mit stierem Blick der Kälber
Auch die Augen aus vor Schandjö.

Wirft die ausgeriss'nen Augen
Der Verräth'rin vor die Beine,
Weil sie aber doch nichts taugen,
Wirft er sie in's Horn voll Weine,
Und beginnt es auszusaugen,
Toll vor Aerger und vor Schamjö.

Schlägt das Horn mit schnöden Streichen
Dann zusammen mit dem Schwerte,
Prüft am Kreuz, dem lederweichen
Seines Gauls, des Schwertes Härte,
Bis das Roß und Schwert desgleichen
Bricht zusammen sammt ihm selbstjö!

Aber gräulich unbefangen,
Als ob nichts geschehen wäre,
Kam des andern Tags gegangen
Swinjöskungar lobebäre —
Und es schmeißt ihm an den langen
Hals sein Kind des Hauses Herrjö.

Ludwig Eichrodt.

Aus der Praxis eines Thüringer Arztes.

Ich bin in der glücklichen Lage, einen Fall aus meiner Praxis der Oeffentlichkeit übergeben zu können, welcher durch die seltenen, die Krankengeschichte complicirenden Umstände, sowie durch die eclatante Wirkung des dabei angewandten Heilmittels wohl geeignet sein dürfte, das allgemeine Interesse zu verdienen.

Die 75jährige Großmutter meines Nachbars hatte an einem heißen Sommertage ihren Enkel besucht und den weiten Weg zu Fuß zurückgelegt. Ganz erschöpft kam die alte Frau an und legte sich, da die Hausbewohner gerade im Garten beschäftigt waren, im Wohnzimmer auf's Sopha. Es war kein Wunder, daß die alte Frau unter diesen Umständen bald einschlief, wobei sich ihr zahnloser Mund weit öffnete. Unglücklicherweise hing über ihrem Kopfe eine alte, abgenutzte Schwarzwälder Uhr, Als es auf derselben Zwölfe schlug, rutschte das Gewicht des Schlagwerkes so unglücklich herab, daß es der alten Frau gerade in den Mund kam. Durch das Schlagen der Uhr aus tiefem Schlafe geweckt, veranlaßt sie der ungewohnte Reiz, welchen das Uhrgewicht hervorbringt, zum Schlucken und das verhängnißvolle Metallstück schlüpft in den Magen der Matrone. Auf das Hülferufen eilt der Enkel herbei und sieht mit Schrecken, in welch seltener und verhängnißvoller Situation sich die arme Großmutter befindet. Er schickt rasch zu mir. Obgleich ich dem Rufe sofort Folge leistete, so vergingen bis zu ihrer Ankunft doch einige Minuten. Ein Versuch, das Gewicht an der Schnur wieder herauszuziehen, mußte

aufgegeben werden, weil die arme Frau fürchtete, man werde ihr den Magen umstülpen. Rathlos irrte der Enkel im Zimmer umher, da fielen die Blicke des auf's Höchste geängstigten Mannes auf eine beinahe leere Flasche, welche oben auf einem Schranke stand. Wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalme greift, so erfaßte er krampfhaft diese Flasche, gießt sich den Inhalt derselben in die hohle Hand und befeuchtet damit die verhängnißvolle Schnur. Die letzten in der Hand zurückgebliebenen Tropfen spritzt er gegen das Zifferblatt der Uhr. Von der großen Aufregung erschöpft, bricht der arme Mann ohnmächtig zusammen. Die Flasche entfällt seinen Händen und zerbricht. In diesem Augenblicke trete ich in's Zimmer. Unschlüssig, wem ich zuerst Beistand leisten soll, überblicke ich die seltsame Scene. Da wird meine Aufmerksamkeit plötzlich durch eigenthümliche Töne auf die Uhr geleitet. Aus ihr heraus hörte man deutlich ein Wimmern und Winseln. Dabei sah ich, daß sich das Zifferblatt der Uhr wie das Gesicht eines Gefolterten schrecklich verzerrte. Die verhängnißvolle Schnur wand sich wie ein im Salze liegender Wurm, bis plötzlich durch die immer ungestümer werdenden Bewegungen der Schnur das Gewicht aus dem Munde der alten Frau herausgerissen wurde. Die freudig überraschten Familienglieder fielen nun weinend einander in die Arme. Ich suchte mir über die Natur der Flüssigkeit, welche so Großes geleistet, Gewißheit zu verschaffen. Leider war dieselbe bis auf den letzten Tropfen verbraucht. Ich erfuhr, daß die zerbrochene Flasche früher Eigenthum eines verstorbenen Sohnes der Großmutter gewesen war und seiner Zeit Daubitz'schen Kräuter-Liqueur enthalten habe. Ich legte mir daher eine Flasche ächten Daubitz zu und werde, wenn wieder eine Großmutter ein Uhrgewicht verschlucken sollte, in der vorbeschriebenen Weise Gebrauch davon machen.

Gut revanchirt.

Ein Bürgermeister hatte Geschäfte in Düsseldorf und kehrte bei einem Verwandten ein. Da er einen Freund, der im Gasthofe bei A . . . . . speiste, gerne sprechen wollte, so ging er gegen 2 Uhr dort hin und traf die Gesellschaft bei'm Nachtisch. Er bestellt sich eine halbe Flasche Wein und setzt sich zu seinem Freunde, plaudert mit ihm und genießt Einiges von dem Backwerk oder von dem Obste. Als er später aufbricht und seinen Wein bezahlt, ist er so ehrlich zu sagen, er habe eine Kleinigkeit vom Nachtisch gegessen. Der Wirth fordert ihm die gesetzten 20 Sgr. für Mittagstisch ab. „Aber", rief der Bürgermeister, „ich habe ja nur vom Nachtisch eine Kleinigkeit gegessen!" — Das macht nichts, sagte der Wirth, wer hier Viel oder Wenigt ißt, der bezahlt sein Couvert.

Der Bürgermeister mußte sich in das Unvermeidliche fügen, obschon die Prellerei offen am Tage lag. „Ich werde mich revanchiren!" dachte er, und dazu hatte er allerdings die Mittel. Er hatte nämlich einen Schreiber, der in der ganzen Umgegend von Düsseldorf als ein Fresser verschrieen war. Zu diesem sagte er: „Morgen dürft Ihr den ganzen Tag nur wenig essen; denn übermorgen geht Ihr mit mir nach Düsseldorf, da sollt Ihr auf meine Rechnung einmal fein speisen bei A . . . . ., da

bringen die Kellner uns Wild, Fische, saftiges Rindfleisch, — (hier lief dem Schreiber das Wasser dermaßen im Munde zusammen, daß er schlucken mußte) — die feinsten Gemüse, Braten aller Art; — (hier schnalzte der Schreiber hörbar mit der Zunge) — und dann den Nachtisch! Emmenthaler, Limburger! — „Herr Bürgermeiüer!“ rief der Schreiber, „ich halte es nicht mehr aus, hören Sie auf, oder ich fange an Rad zu schlagen. —“ „Nun, gut denn, also morgen fasten, übermorgen fr . . . . .

Die Reise nach Düsseldorf ging vor sich. Rechtzeitig traf man bei A . . . . . ein. Die schön gedeckte Tafel verhieß dem Schreiber paradiesische Freuden. Endlich ging's los. So wie ein Teller an ihn kam — schupp — Alles herunter. Die Kellner mußten laufen, um den übrigen Gästen Fleisch, Gemüse ꝛc. nachzubringen. Wüthende Blicke schoß der Gastwirth — der natürlich so klug ist, tagtäglich sein eigener Gast zu sein — auf den heißhungerigen Gast. „Wollen Sie mich nit noch enmol dat Rindfleisch gebe? — Hant Sie nich noch en Stückchen Braten für mich?“ dies war die erste leise Anfrage, denen aber bald ganz ernste Erklärungen folgen sollten. „Ich meinte, et is doch hütt kein Fasttag nit; für 20 Sgr. kann mer doch noch e Besche uff den Teller schaffe!“ — — Der Leser merkt, daß der Wein seine Rheinlaune geweckt hat — — „saht ens, Herr Kellner, ich muß ganz zusammenschrompfen, wenn Sie nit bald wieder etwas bringen!“ — — — Der Bürgermeister strahlte in seiner höchsten Glorie; der Wirth lief roth und blau an. Alle Gästen waren aufmerksam geworden, und der Humor machte sich überall Luft. Dadurch wurde unser Sekretarius nur noch mehr bestärkt, seines Herrn Wohlwollen durch tapfere Eingriffe zu erhalten. —

Endlich kam der Nachtisch. Gebackenes, Rosinen, Mandeln und Datteln, alle gingen sie den Weg in den unabsehbaren Magen des Sekretarius. Da stand auch der verheißene Käse,

und neben demselben eine hübsche Figur aus Butter geformt. Die meisten Gäste waren schon aufgestanden, auch der Bürgermeister hat sich eine Cigarre angezündet und bereits für sich und seinen Gehilfen bezahlt, wärend dieser noch immer in Activität sich befand. Von der erwähnten Butterfigur hatte nur ein Gast eine Kleinigkeit genommen, als der Schreiber dieselbe an der entgegengesetzten Seite anschnitt. Jetzt konnte es der Wirth nicht länger ertragen, eilte auf den unverschämten Gast zu und sagte: „Mein Herr, auch im Gasthof hat man die gute Sitte zu wahren und hübsch da fortzufahren, wo ein Anderer angeschnitten!"

„Machen Sie sich keine Sorge" war die ruhige Antwort des Weiterschmaußenden, wir kommen vorne schon noch zusammen, und zur Bekräftigung des Gesagten schnitt er sich noch ein gehöriges Stück von der Butter ab.

Als der Bürgermeister sich nun endlich mit seinen Gehilfen empfahl, sagte der Bürgermeister freundlich zu dem sich kaum verbeugenden Wirth: „Sehen Sie, Herr Wirth, ob einer Viel oder Wenig ist, — jeder bezahlt sein Couvert!"

Die Kaltwasser-Sträflinge.

(Humoreske.)

Wie in manchen andern Gebieten der Wissenschaften und des Lebens, so folgte auch in der Medizin auf die Uebertreibungen früherer Zeiten die Reaktion. Der Mißbrauch mit Medikamenten, Latwergen, mit Aderlässen war ehemals so groß, daß Niemand vor dem groben Geschütz der medizinischen Taktik sicher war, und daß auch vor der Thür des Gesunden eine Wache mit dem Aderlaßbajonett stand, um ihn vor feindlichen Rheumatismen und revolutionären Congestionen zu schützen. Und wer nun gar mit einem schlagflüssigen Habitus begabt war, der war alle Jahre oder auch öfter dem Schnäpper schonungslos verfallen. Brech- und Abführmittel mußte Jeder, der nur zur Spezies »homo« zählte, gebrauchen, und das große Geschlecht unschuldiger Kinder, mit dem angestammten Verdacht auf Faden- und Spulwürmer, durfte sich den Versuchen der executiven Medizinal-Behörde nicht entziehen, genannte Aftermiether bei Mondschein-beleuchtung zu exmittiren.

Schon Molière hat in seinem »malade imaginaire« diese Uebertreibungen verspottet: »Plus du vingt quatrième, un petit clystére insinuatif, préparatif et remollient, pour amollir, humecter et rafraichir les entrailles de monsieur.«

»Les entrailles de monsieur, trente sous.« — Lesage schildert in seinem Gilblas einen Arzt, der alle Krankheiten mit Blut-Entziehungen und warmen Wasser heilen wollte; — und er heilte sie damit so gründlich — daß den Patienten später nie wieder etwas fehlte. Professor Dietl hat mitgetheilt, daß von 100 Kranken, die er mit Aderlaß und Brechweinstein behandelte, 20 starben — während von 100 Solchen, die ohne solche Behandlung blieben, nur 9 mit Tod abgingen.

War nach solchen Verirrungen der pharmaceutischen Medizin die Homöopathie der erste Schritt zur Erschütterung der Autorität der ersteren und hat letztere der Naturkraft der Selbstheilung der Krankheiten ein glänzendes Zeugniß ausgestellt, so ist damit ihr Werth genügend bezeichnet, denn man kann ihr nachsagen, daß sie nicht das Pulver, sondern nur die Pülverchen, respective Streukügelchen erfunden hat.

Und so kam es, daß Aerzte und Nichtärzte sich mit Sympathie andern auftauchenden Heilmethoden zuwandten, deren Zahl in neuerer Zeit übrigens recht ansehnlich geworden ist. Electricität, Heilgymnastik, Trauben- und Apfelweinkuren, Mineralwasser, See- und andere Bäder, Kaltwasserkuren sind nun an der Tages-Ordnung.

Mögen alle diese Heilmethoden in entsprechenden Fällen dienlich sein, so werden sie doch auch nur zu oft falsch oder im Uebermaaß angewendet und wirken in solchem Falle wohl eben so schädlich als die Behandlung mit vielen Arzneien und Blut-Entziehungen.

Prüfen wir den Gesundheitszustand in den weniger begüterten Ständen, so stellt sich heraus, daß derselbe vor Einrichtung der Eisenbahnen ungleich besser gewesen ist, und sich mit der Anlage jedes neuen Schienenwegs sichtlich verschlechtert. Als man die Bade-Oerter noch per Postkutsche bereisen mußte, waren die Krankheiten, welche eine Behandlung durch Heilquellen erfordern, nur in den höhern Ständen heimisch und

höchst selten waren ärmere Menschen so unglücklich, an dergleichen aristokratischen Uebeln zu leiden. Seit man für eine verhältnißmäßig geringe Summe in längstens 24 Stunden die äußerste Grenze Deutschlands und die letzten Wald- und Felswinkel, wo die Natur ihr Wasser destillirt, erreichen kann, sind auch alle Rang- und Standes-Uebel Gemeingut geworden.

Nach einer andern Auffassung soll der Grund der auffallenden Verallgemeinerung der Heilquellen in der wachsenden Bescheidenheit des Heilspersonals liegen, so daß die Medizin-Künstler verzweifelnde Mütter und Kinder, ihre Patienten auf's Gradewohl an wohlthätigen Quellen aussetzen.

Wenn die Zeit der sauern Gurken kommt, oder wie Mazzini sagt: das dolce far niente, oder wie der Bundestag: die Ferien: dann bricht der Wandertrieb in tausend Herzen aus und bewahrheitet des Dichters Worte:

O wonnigliche Reiselust;
An dich gedenk' ich früh und spat.
Der Sommer naht, der Sommer naht,
Mai, Juni, Juli und August.

Zum Reisen braucht man aber Geld und darum müssen Viele erst die Pumpwerke benutzen, ehe sie in's Wasser steigen. Wohin aber soll man reisen? Von allen Bädern, die ihren Beruf erkennen, ergeht der Hilferuf an alle Leiden, die von Hippokrates bis zum Pflaster-Krüsi, zum Malzextract-Hoff und zum Warmwasser-Bock in der Gartenlaube dem Menschengeschlecht als Erbtheil der Sünde zugefallen. Wie es in Berlin Dienstmädchen für Alles, Schirme für Alles giebt, so giebt es auch En tout cas von Bädern. Die schmeichelhaftesten, süßesten Reden, die geistreichsten Reklamen brechen sich um diese Zeit in den öffentlichen Blättern Bahn zu Brust und Unterleib, die heiligsten Versprechungen appelliren an den deutschen Magen, die Quellen der Hoffnung halten Zwiesprache mit der habituellen Hypochondrie. So machen sich denn junge Schwächlinge, alte

Invaliden, bleiche Jungfrauen, knotige Hämorrhoidariusse, welke Matronen, lahme Rheumatiker auf die Socken, um wieder auf den Strumpf zu kommen. Das Alter geht in's Bad, um jung zu werden, die Jugend, um alt zu werden. Manche Frau geht hin der Kinder wegen, die sie hat, manche geht hin um derer willen, die sie nicht hat. Die Scrophulösen gehen nach Rappenau oder Kreuznach, um sich gehörig versoolen zu lassen. Manches junge Fräulein aber denkt an Rebekka, die auch am Brunnen einen Mann gefunden. Der Lebemann will die Festung seines Magens aushungern auf einen neuen Austern-Winterfeldzug. Was bei ihm der bayrische Bock gesündigt, was Vater Rhein und Heidsieck verbrochen, was der Löwenbräu gefehlt, über das Alles soll die Lethe eines Mineral-, Fichtennadel-, Moor-, Schlamm-, Schwefel-, See- oder Kaltwasser-Bades eine Amnestie aussprechen.

Daß die Erfolge der Bäder nicht immer die gewünschten sind, ist dem Menschenfreund längst kein Geheimniß mehr. Ueber die Erleichterung der Taschen geht bei Vielen die Erleichterung nicht hinaus. Manche schwache Dame kehrt um eine Schwäche reicher zurück, manche hat den Moses nicht gefunden, den sie, wie einst Pharaos Tochter, in den Wellen gesucht hat.

Alle diese Badereisenden suchen in den Bädern neben der Heilung ihrer Leiden auch Ruhe, Zerstreuung und Erholung, die in den meisten ihnen ja auch in so reichem Maße geboten wird, daß sie Gut und Blut dabei auf's Spiel setzen können. Wir wollen uns nun mit denjenigen Badegästen befassen, welchen es im Bade nicht um Erholung, sondern um Strapazen zu thun ist, welche mit christlicher Entsagung und Ergebung sich der modernen Sündfluth: Kaltwasserkur aussetzen.

Der Gebrauch der kalten Bäder hat von Alters her bestanden und Niemand wird ihr wohlthätigen und erfrischenden Wirkungen in Abrede stellen wollen.

Seit aber die Prießnitz-Schroth'schen Wasser- und Diät-Kuren in Aufnahme gekommen sind, hat sich eine eigene Species von Heilkünstlern und Heilsbedürftigen gebildet, welch' erstere wir einfach Wasserdoctoren, letztere, wohl nicht mit Unrecht, Kaltwasser-Sträflinge nennen wollen. Jene Zeiten, „als der Mönch und die Nonne sich kasteiten und der eiserne Ritter turnirte", können unserm verwöhnten Jahrhundert nicht so seltsam mehr erscheinen, wenn man dem Märtyrerthum eines deutschen Kaltwasser-Sträflings die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt hat, und die entsagungsreiche That des büßenden Braminen, der seinen Leib ruhig dem Ungeziefer preis gab, wird von ihrem ascetischen Ruhme wesentlich verlieren, wenn man die Heils-Ordnung bezüglich der Diät in manchen solchen Anstalten in Erwägung zieht.

Wie die Brunnen-Aerzte im Allgemeinen, so haben auch die Wasser-Doktoren in den Städten ihre Correspondenten, welche ihnen die Patienten unter Begleitung eines ausführlichen Schreibebriefs, gewissermaßen den Steckbrief ihrer Krankheit, an's Wasser liefern. Es ist nns bekannt, daß Brunnen-Aerzte nach Art der Weinreisenden die Runde bei bekannten und beliebten Doktoren machten, um ihnen ihre verschiedenen Wassersorten zur gefälligen Befürwortung anzuempfehlen. — Es kommt auch vor, daß der eine oder andere Mediziner eine besondere Vorliebe für das kalte Wasser, daß ein Arzt bei sich selbst schon die Kur mit Erfolg angewendet hat, und daß es ihm deshalb um so besser gelingt, seine Patienten, welche ohnedies einer Luftveränderung dringend bedürfen, so weit zu bringen, daß sie Wasserbuße thun. — Mancher Patient hat wohl auch die Proklamationen der Wasserheilanstalten im Frühjahr gelesen und hat in hypochondrischer Stimmung den selbstmörderischen Entschluß aus eigenem Antrieb gefaßt. Wehe ihm, wenn die Reue darüber in sein Herz einzieht! Er kann nicht, wie die Jungfrau tröstend zu sich sprechen: „Ach, es war nicht meine Wahl!"

Und so kommen denn von der nächsten Eisenbahn= oder Dampfschiff=Station her auf holprichten, schlechten Straßen, bergauf, bergab durch finstre Wälder die Gäste daher. Lange müssen sie fahren, ehe sie ihr, später oft verwünschtes, Ziel erreichen; endlich geht es zum letzten Mal abwärts in's Thal, das buen retiro wird sichtbar, und silbern oder bläulich schimmert den Fremdling des Doktors Medizinkasten: der klare Gebirgsbach entgegen.

Der Ort, wo eine Kaltwasserheilanstalt betrieben wird, ist gewöhnlich eine sonst in industrieller Beziehung arme, obscure Gegend im Gebirg, wo nichts gut ist, als das Wasser, und wo die Luft rein wäre, wenn es nicht dort in der Nähe so viele schwelende Meiler gäbe. Eine Menge Stechfliegen und kleine Kinder umsummen den Wagen, wenn der Wassergeist in spe, dessen Name bald in verbesserter Lesart in der Kurliste prangen wird, absteigt. Vielleicht ist gerade die Anstalt überfüllt und der Badgast darf noch einige Tage im Gasthofe verweilen, bis eine Zelle für ihn frei wird. Sein erster Gang ist natürlich zum Arzte, der eine genaue Untersuchung und ein Examen mit ihm anstellt, worin letzterer stets glänzend besteht. Zeigt er sich, ermuntert durch die Versicherungen des Brunnen-Arztes, geneigt, die Kur gleich zu beginnen, so macht jener ein bedenkliches Gesicht, denn wohlgemerkt, es ist mit diesem Wässerle nicht zu spaßen. — Die Diät der Anstalt einzuhalten, wird ihm dagegen gleich zur Pflicht gemacht, wenn die ersten Grade der Heilsmysterien: das Wellen= und Sitzbad ihm jetzt schon zu Theil werden sollen. So wird der Badgast schon am ersten Tage Inscribirter für den 6—8 wöchentlichen Strafdienst der Anstalt, zum stillen Aerger seines Gastwirths, dessen Vorräthe in Keller und Küche der Wasserrekrut mit hypochondrischem Entsetzen meidet.

Da die Anfänge der Strafexercitien dem Badegaste noch eine reichliche Zahl von Freistunden übrig lassen und das

statutenmäßige Warmlaufen vor und nach den Bädern keine hinreichende Zeitausfüllung bietet, so hat der Wasser-Rekrut Muse, Bekanntschaften mit seinen ältern Collegen, die, wie er, gewissenhaft die vorgeschriebenen Spaziergänge abmachen, anzuknüpfen, und er lernt nun eine Reihe von wohlbeleibten Rheumatikern erster Instanz, Staatshämorrhoidarien, histerischen Frauen und Hypochondern mit erschwerenden Umständen kennen. Von diesen erfährt er nun die Fortschritte, welche sie bereits in der Erkenntniß der höhern Heilsmysterien gemacht haben, und mit Entsetzen erfüllen ihn die barbarischen technischen Benennungen, wie kleine Douche, große Douche, Wickel, nasse Leibbinde rc., von denen er sich mit Beschämung gestehen muß, daß er noch weit entfernt davon ist, diese Wohlthaten selbst genießen zu können.

Doch bald wird auch hiezu Gelegenheit. Einige für die Abiturientenprüfung reife Sträflinge, deren, gegen die ascetische Niedergeschlagenheit der andern Gäste, seit einiger Zeit auffallende Fröhlichkeit wesentlich abstach, welche sich schon mehrmals eine Uebertretung der Strafstatuten durch heimliche Streifzüge zu entfernten Wirthshäusern schuldig gemacht und die man lüsternd mit einigen genossenen Schoppen renommiren oder den Wohlgeschmack des landesüblichen „Christiwassers" rühmen hörte, werden mit dem Prädikat „geheilt" entlassen — und der Wasser-Rekrut erobert eine leere Zelle in der Straf-Anstalt. Der Badmeisten, ein robuster, trotzdem aber stets am Schnupfen leidender, pensionirter Cavallerist, dessen Freundschaft der Wasser-Rekrut durch hin und wieder geopferte Geldspenden erworben, macht ihm bekannt, daß morgen der zweite Grad der Wasserheilmysterien an ihm vollzogen werden soll.

Ein gelindes Frösteln beschleicht den Wasser-Sträfling — denn dieser Titel gebührt ihm mit dem Eintritt in die Anstalt. Er, der schon seit 5—6 Tagen wie eine Amphibie gelebt und alle Tage das purgare, repurgare und retractare der Hydro-

pathie in ihrer erfreulichen Gleichmäßigkeit executirt hat, er, dessen Nerven durch das starke Reizmittel des oft nur 10 Grad habenden Wellenbades aufgeregt sind, der, gleich den andern Straf-Collegen in Folge der Heilstorturen keine Nacht schlafen kann, — erwartet mit Schrecken die Dinge, die da kommen sollen. — Nachdem er sich fast bis zum Sonnenaufgang mit Gedanken der Reue und Verzweiflung gequält, und nun ein wenig eingeschlummert ist, poltert es an seiner Thür und herein tritt, mit einem Wasserkübel in der Hand und Blendlaterne, Cyprian, der Bademeister.

Vor Schrecken richtet sich der Wasser-Sträfling in die Höhe; der Badmeister heißt ihn aufstehen und den Schlafrock anziehen. Dann breitet er ein nasses Leintuch auf dem Bette aus, auf dieses schwingt sich der Sträfling, Cyprian hüllt ihn fest darin ein, wickelt dann zwei wollene Decken um sein Körper und stopft das Federbett fest an den Rändern darunter. So liegt der Wasser-Sträfling in der Wickel; Arme und Beine fest eingeschnürt; klein Glied kann er rühren, als den Kopf. In diesem Zustand darf er beileibe nicht schafen, denn das hindert den heilenden Ausbruch des Schweißes; das ist das Hauptmittel der Wasserkur.

In diesem hiflosen Zustande bleibt der Wasser-Sträfling mehrere Stunden. Oft quälen Fliegen den hiflos Daliegenden oder unheimliche Gedanken schlagen ihren schwarzen Fittig um den Büßenden. — Ab und zu kommt Cyprian und flößt dem Sträfling mittelst eines gläsernen Röhrchens kaltes Wasser in den Mund. Dabei erkundigt er sich theilnehmend nach dem Schwitz-Stadium des Patienten; auch der Arzt macht um diese Zeit seinen Besuch.

Wer nicht schwitzen kann, der muß wegen dieser Widerspenstigkeit seiner Natur gegen das Reizmiitel der Wissenschaft länger auf der Bettpritsche liegen. In der ganzen Strafkolonie hört man aus vielen Zellen den Namen Cyprian am Morgen zur

Wickelzeit leidenschaftlich ausrufen. Das rührt von solchen Wasser-Sträflingen her, welche eine Abkürzung der Heilstortour wünschen.

Wenn der Leser im Stande ist, seine Phantasie krankhaft genug zu erhitzen, um sich eine Vorstellung von dem Gefühl eines Wasser-Sträflings im Genuß der Wickel zu machen, so wird er die Niedergeschlagenheit, Verstimmung und Mattigkeit, über welche alle Wassergäste klagen, sich erklären können. Um die schwitzende Wickel-Amphibie wieder zu befähigen, die Haut den Einflüssen der Witterung auszusetzen, wird man durch Cyprian im Badekarren durch eine Versenkung in den Bade-Vorhof gebracht. Hier befindet sich die Douche-Guillotine. Vor einem Block wird angefahren, das Beil, in Gestalt eines nassen Tuches, dem Sträfling auf's Haupt gelegt, die Kleider, resp. Tücher ihm vom Leib gerissen — und dann stößt man ihn hinaus in's feindliche Wasser, das gleich Nadeln 5 Minuten lang den schwitzenden Körper peinigen muß. Wie Geister der rächenden Nemesis fallen nun die Wasser auf den höchstgestellten Theil des menschlichen Körpers, der oft mit Mondeslicht das frühere Leben seines Inhabers beleuchtet.

Ist der Sträfling sodann abgetrocknet und abgerieben, hat er sich angekleidet und den statutarischen Spaziergang gemacht, so ist er auf einige Stunden Herr seiner Zeit und er darf nun das der Abendmahlzeit analoge Frühstück einnehmen.

Die Diät ist bei Brunnen- und Wasserkuren meist so streng geregelt wie die Kost der Arbeiter, welche die Pyramiden gebaut und laut einer Inschrift von Zwiebeln und Brod gelebt haben sollen, weshalb der gutmüthige Herodot sich den Kopf zerbricht, was sie sonst noch dazu gegessen haben können. Wenn man dies auch nicht herausbekommen hat, so weiß man dafür, daß die meisten deutschen Brunnenpatienten Abends gebrannte Mehlsuppe essen, und daß ihnen diese grobe Kost, mit Respekt zu sagen, gut bekommt. Der deutsche Kaltwasser-Sträfling

nimmt nur des Mittags nach civilisirter Sitte gekochte Speisen zu sich; Morgens und Abends besteht seine Azung meist in Rohprodukten, wozu wir Milch, Butter und, wenn es nicht ausgebacken ist, auch das Brod rechnen. Schon Manchen sah man sich gegen diese idyllischen Verpflegungsverhältnisse auflehnen, und auf einige Hypochonder mit erschwerenden Umständen hätte man mit Recht den Verdacht der beabsichtigten Desertion lenken können, wenn es ihnen nicht eingefallen wäre, sich durch verbotene Nebenmahlzeiten zu rächen.

Alle diese Uebelstände, in Verbindung mit der trostlosen Einsamkeit der Gegend, mahnen manchen Wasser-Sträfling zur Einkehr in sich selbst, zumal ein anderes Einkehren in belebteren Räumen, wozu wir die Wirthshäuser rechnen, ihm streng verboten ist und mit Kapucinaden und Strafdouchen gerochen wird.

Und trotzdem finden wir unter den Wasser-Sträflingen eingebildete Fanatiker, welche kein Haar breit von der Devise: „Wasser thuts freilich!" abweichen. Zu leugnen ist auch nicht, daß vollblütige, vollsaftige, wohlbeleibte Patienten mit eisernen Mägen und Rheumatismus die Wasserkur mit Erfolg gebrauchen. Wir kennen ein dickes Ehepaar, zusammen netto 5½ Zoll-Centner wiegend, welches jeden Sommer in die Wasserkur geht und dann regelmäßig um so viel Pfund leichter wird, als es im darauf folgenden Winter wieder zunimmt. Solchen beleibten Hydropathen kann man, wenn sie gestorben, als Grabschrift setzen:

Mit Wasser schlug er tausend Uebel in die Flucht,
Und starb zuletzt an Wassersucht.

In geselliger Beziehung bietet solch' kleiner Badeort wenig, denn das kalte Wasser macht auch die geselligsten Gemüther so frostig, daß der sonst heiterste Mann ernst und zugeknöpft dahin wandelt. Am Abend kann bei saurer Milch und Butterbrod auch keine Fröhlichkeit aufkommen. Höchstens zwickt 'mal

ein junges Fräulein, das in Gesellschaft der Eltern die Straf-Anstalt bezogen hat, das Clavier, ein junger, an der Freß- und deswegen an der Nesselsucht leidender Frischling muß des Sängers Fluch deklamiren, und gleich hinterher röchelt dann oft zur Nutzanwendung seines Vortrags ein klatzköpfiger Jüngling eine Arie; das ist dann aber auch Alles. Daß bei der Wasserkur sich Freundschaften ausgebildet, Verhältnisse angeknüpft oder daß Mariagen entrirt worden wären: davon können die Annalen der Hydropathie gewiß nichts berichten. Nur ein einziger Fall ist uns bekannt, daß zwei Hypochonder dicke Freunde wurden, obgleich sie die Behandlung in der Strafheilanstalt äußerst dünn gemacht hatte. Nur an Sonntagen, wo die Sträflinge von den Bädern dispensirt sind, werden unter dem Oberfehl des Doktors gemeinschaftliche Ausmärsche vorgenommen. Während daheim der bäurische Badmeister mit den Schönen des Dorfes schäkert, oder sich von den Strapazen seines heilskräftigen Berufs beim Schoppenglas erholt, klettert die befreite Heerde der Straf-Gefangenen auf den Bergen herum, wird vom Doktor, der den freundlichen Cicerone macht, an berühmte Aussichtspunkte oder an stille Asungsplätze im Walde geführt, wo die Erd- oder Brombeere üppig wuchert. Später hält die Karavane dann wohl auch in einem bäurischen Wirthshaus Einkehr, wo ein erlaubter Milchgenuß der Sträflinge wartet.

So gehen die üblichen 6—8 Wochen der Strafzeit herum; fast täglich werden Gefangene, deren heimische Verhältnisse kein längeres Ausbleiben gestatten, entlassen; immer mehr lichten sich die Reihen. Der Wasser-Sträfling kann berechnen, wie viele Nächte, wie viel Stunden er noch zu dulden hat. Neidisch sieht er einen Genossen nach dem andern scheiden. Endlich schlägt anch seine Stunde. Als Symtome der nahenden Abreise gelten gewöhnlich ungemeine Unzufriedenheit mit dem Zustand als Sträfling, eigenmächtige Weigerung, sich den regelmäßigen Strafexercitien zu unterziehen, heimlicher Genuß geistiger Ge-

tränke und kräftiger Fleischnahrung. Diese Widersetzlichkeiten sind gewöhnlich von trotzigen Reden begleitet, die den Widerspruchsgeist des Gefangenen erkennen lassen. Andere machen die Straf-Exercitien bis zum letzten Tage regelmäßig durch und nehmen sogar noch kurz vor der Abreise eine Henkers-Mahlzeit von Wasser in Form der großen Douche, deren Wirkung sie dann sicher bis an die Schwelle der Heimath verspüren. Manche reisen mit englischem Gruß des Morgens in aller Frühe ab und wenn man sie fragend bei Tische vermißt, bestellt der Zimmer-Nachbar noch einen Gruß, eine Empfehlung an den Fragenden.

So gehen sie auseinander die Wasser-Sträflinge; nur die alte Garde der Wasserfanatiker, die jedes Jahr wiederkehrenden Stammgäste des Hauses harren aus bis Reif und Eis die Ausübung der reinigenden Abwaschungen zur Unmöglichkeit macht. Eines Tages im Oktober reist auch der letzte Wasser-Sträfling von dannen und der Wasser-Doktor schließt die geheimnißvollen Räume der Staf-Anstalt, entläßt das unnöthig gewordene Personal, das wieder die Mistgabel und den Melkkübel ergreift, und lebt vom Ertrage des Sommers als kluger Hamster in der nächstgelegenen größern Stadt, wo er Krankheits-Geschichten und Wasser-Novelletten verfaßt, bis ein neuer Sommer seinen Quellen und Bächen wieder neue Gäste zuführt.

W. B.

Das Blasrohr.

(Der Tischlermeister Dremel sitzt auf seiner Tischlerbank; es pocht an der Thüre; Gevatter Jacob tritt ein und Meister Dremel erhebt sich.)

Jacob. Guten Morgen, Gevatter Dremel!

Meister Dremel. Schön' Dank, Gevatter Jacob!

J. Gevatter, ich wullt' e Blasruhr hab'n, vor de Sperlje; de Sperlje sin mer so siehre in'n Wein.

M. D. A Blasruhr wullt'r han?

J. Ja, e Blasruhr; nu, vun was vor Holz machen mre denne das Blasruhr? Vun Fichtehulz?

M. D. Ja, vun Fichtehulz; Fichtehulz nimmt mer siehre siehre zu Blasriehren; jaja, nenee.

J. Fichtehulz will mer aber eegentlich nich recht gefalle; ich dächt', mer nähmen Buche; was meent Ihr denne?

M. D. Jaja, nenee, Buche is freilich besser zu Blasriehren; die hat mer ooch siehre siehre.

J. Ich weeß aber doch nich; Buche will mer ooch noch nich su recht gefalle; wie wär'sch denne mit Eechehulz?

M. D. Eechehulz is freilich besser, das nimmt mer siehre siehre derzu.

J. Nu, da macht Ihr mer a Blasruhr von Eechehulz. Aber wie streichen mer'sch denne an? Wie wär'sch denn mit gäle?"

M. D. Ja, gäle hat mer de Blasriehre siehre siehre.

J. Ich weeß aber doch nich; gäle werd mer zu siehre leichte schmuz'g; wenn mer'sch nu griene anstrichen?

M. D. Ja, griene is freilich besser zu Blasriehren; das nimmt mer siehre siehre derzu.

J. Aber, Gevatter, griene? Da sieht's Blasruhr grade aus wie de Beeme un wie der Wein; ich dächt', Ihr stricht's ruth an. Wie wär'sch denne mit ruthe?

M. D. Ruth is freilich besser, jaja, nenee, das is freilich besser, das hat mer ooch siehre.

J. Da macht Ihr mer a Blasruhr vun Eechehulz un ruth angestrichen.

M. D. Da mach' ich Euch a Blasruhr von Eechehulz un ruth angestrichen.

J. Nu muß aber doch ooch a Beschläge dran sein; vun was machen mer denne das?

M. D. Ja, vun was machen mer denne das?

J. Wie wär'sch denne mit Blech?

M. D. Ja, Blech hat mer siehre siehre zum Beschläge bei Blasriehren, ja, ja.

J. Aber Blech is mer eegentlich e Bissel zu schlecht, werd ooch siehre leicht schwarz. Wenn mer nu a Hornbeschläge drum machten? Was meent Ihr denne, Gevatter?

M. D. Jaja, nenee, Horn is freilich besser, jaja, nenee, das is freilich besser; das nimmt mer siehre siehre zum Beschläge an de Blasriehre.

J. 's is aber ooch nischt mit Horn; 's springt siehre leicht, a Hornbeschläge. Wie wär'sch denne vun Neisilber?

M. D. J nu, Neisilber is freilich besser, jaja, nenee, das is freilich besser; das nimmt mer siehre siehre zum Beschläge an de Blasriehre.

J. Nu, Gevatter, da macht Ihr mer a Blasruhr vun Eechehulz, ruth angestrichen un mit en Neisilberbeschläge. Aber wie lang denne, daß mer'sch machen?

M. D. Ja, wie lang, daß mer'sch machen?

J. Nu, ich dächte 4 Eelen.

M. D. Jaja, nenee, 4 Ellen lang hat mer de Blasriehre siehre siehre.

J. 's is mer aber doch e Bissel zu lang, 4 Eelen; wie wär'sch denne mit 3 Eelen?

M. D. Ja, 3 Eelen is freilich besser; 's is nich so lang, wie 4 Eelen.

J. Nu ja, da macht Jhr mer a Blasruhr vun Eechehulz, ruth angestrichen, a Neisilberbeschläge dran un 3 Eelen lang.

M. D. Ja, da mach' ich Euch a Blasruhr vun Eechehulz, ruth angestrichen, a Neisilberbeschläge dran un 3 Eelen lang.

J. Nu, als wenn, daß ich's'n kann kriegen?

M. D. Jn'ne Tager achten.

J. Nu, da will'ch uf kummenden Muntag wieder kummen; hadje, Gevatter.

M. D. Jaja, nenee, da kummt Jhr uf kummenden Muntag wieder. Hadje, Gevatter.

Acht Tage später.

Jacob (tritt ein). Guten Bag, Gevatter.

Meister Dremel. J, guten Tag, Gevatter.

J. Nu, hatt Jhr denn mei Blasruhr fert'g?

M. D. Ja, Gevatter, das hoa'ch fert'g. (Bringt's ihm.)

J. (es um und um besehend.) Das is ja nich vun Eechehulz?

M. D. Nee, vun Eechehulz is 's freilich nich.

J. Das is ja ooch nich ruth angestrichen?

M. D. Nee, ruth angestrichen is es freilich nich.

J. Aber, Gevatter, da is ja ooch kee Neisilberbeschläge dran?

M. D. Nee, a Neisilberbeschläge is freilich nich dran.

J. 's is ooch nich 3 Eelen lang.

M. D. 3 Eelen lang is es freilich nich.

J. Nu, Gevatter, da is ja aber ooch nich e mal a Loch drinne?

M. D. Nee, a Loch is freilich nich drinne.

J. Da is es ja gar kee Blasruhr nich?

M. D. Nee, a Blasruhr is es freilich nich.

Nichts für ungut, lieber Leser!

(naturalia non sunt turpia.)

Ein schlichter Bauersmann von guter Sitte
Naht seinem Gutsherrn mit bescheidner Bitte
Und bringt, damit er höre sein Gesuch,
Ein Häufchen Spargel in seinem Taschentuch.

Der Gutsherr, irr' ich nicht, war von Geschlecht
Gar vornehm, doch für seinen Knecht
Ein väterlicher Freund, und unserm Bauersmann
Versprach Erfüllung er und bot ihm an:

Bei ihm zu speisen. — Jochen, zwar verlegen,
Zupft an dem Rock — doch läßt er sich bewegen,
Und zwischen dem Baron und gnädigen Madam
Der Bauer Jochen heut' am Tisch zu sitzen kam.

Langt, Jochen, zu — nehmt mehr auf Euren Teller,
Macht's wie zu Hause, eßt deshalb nicht schneller,
So; Jochen, habt ja heute lange Zeit
Und Ihr seid hungrig, Euer Weg war weit.

Der Jochen, der vorher vor bangem Schrecken
Fast steif war, fängt bereits zu lecken
Die Finger an, der Hausherr schenkt ihm ein
Und Jochen meint schon wie zu Haus zu sein.

Er schwatzt sogar von Hagel und von Regen —
Sieh' an den Jochen jetzt, der vorher so verlegen;
J was, denkt er, nun wird nicht mehr genirt,
Und was zu Haus beim Tisch ihm stets passirt,

So ging's ihm da — ein banger, biedrer Knall
Durchfährt den Stuhl mit dumpfem Wiederhall!
Die Hausfrau stutzt — der Gutsherr blickt empor
Und kichernd grüßt den Ton der Kinder Chor.

Der Bauer lächelt und zur Hausfrau spricht
Der Jochen mit gemüthlichem Gesicht:
„Seht, gnäd'ge Frau, seht, mit wie wenig man
Den Kindern ein Vergnügen machen kann."

f.

Geschichte des Bankerotts.

Der Bankerott ist in der jüngsten Gegenwart eine Macht geworden. Er beherrscht den Handel. Er übt fast einen so bedeutenden Einfluß aus, wie der besonnene Fortschritt.

Klagt ein Kaufmann über die Mühseligkeiten seines Berufes, beneidet er den Künstler, den Schriftsteller, den Handwerker, dann sagt er am Ende: das einzige Glück und Heil bei dem Handel ist noch der, daß man bankerott werden kann!

In der That, es ist wahr! Wie vielen Kaufleuten würde kein anderer Ausweg bleiben, als nach dem Bettelstabe zu greifen, nichts zu retten, als — wie der alte Feldherr — die Ehre und das alternde Haupt, wenn sie nicht bankerott werden könnten!

Der Bankerott erhält ihnen ihre große Häuser, ihre glänzenden Bälle, ihr kostbaren Equipagen, ihren Namen, was man kaufmännisch „Firma" nennt.

Eine Kunst, Bankerott zu machen, wäre längst eine kaufmännisch-buchhändlerische Speculation geworden, wenn nicht jeder Buchhändler wüßte, daß es gar keine Kunst mehr ist, was jeder dütendrehende Lehrling aus dem F. F. versteht.

Ich bitte dieses F. F. nicht etwa Fi Filou! — auslegen zu wollen.

Und doch ist es keine Kleinigkeit, Bankerott zu machen. Wer wollte die Millionen für Kleinigkeit ansehen, die alljährlich durch Bankerott verloren und — gewonnen werden!

Der Bankerott besitzt ein reiches Wörterbuch. Eine Menge von Kunstausdrücken steht ihm zu Gebote.

Der Bankerott ist von seinem Entstehen aus ein Wunderkind. Jedes andere irdische Wesen, die Käsemilbe wie das Rhinoceros, entspringt aus einer Empfängniß; der Bankerott entspringt aus einer Nicht=Empfängniß. Wenn die Wechsel nicht empfangen, nicht acceptirt werden, erblickt der Bankerott das Licht der Welt.

Der Sprachgebrauch ist oft recht liebenswürdig. Er sagt: der Bankerott ist ausgebrochen. Als ob der Bankerott ein Spitzbube wäre!

Mögen nun auch noch die ferneren Kunst=Ausdrücke die Revue passiren: Er kann sich nicht mehr halten. Sonderbar, die Bankerotteure leben in der Regel auf sehr großem Fuße und können sich nicht halten! Außerdem haben sie noch die Stütze, daß ihre Gläubiger sie nicht loslassen. — Er ist fertig. Wer fertig, ist gemacht. Allerdings ist ein Bankerottirer in der Regel ein gemachter Mann. Er hat seine Zahlungen eingestellt. Das ist die größte Beschönigung, denn mancher Bankerottirer hat noch niemals angefangen zu zahlen. — Er hat sich mit seinen Gläubigern gesetzt. Sehr fein ausgedrückt. Wer sitzt, wird kürzer; und bei einer solchen Sitzung kommen die Gläubiger immer zu kurz. — Er bietet Procente. Sehr in der Ordnung. Da sich der Bankerottirer durch den Bankerott ein Kapital macht, verzinst er es wenigstens ein Mal seinen Gläubigern.

Ein Türke schuldete einem Leipziger Kaufmann 30,000 Thlr. und ließ sich Jahre lang nicht mehr auf der Leipziger Messe sehen. Endlich erblickt eines Tages der Leipziger den Türken auf der Straße. Nach dem Meßrecht will er ihn sofort fest=

nehmen lassen. Doch der Türke bietet 50 Procent, und der Leipziger, froh, noch so guten Kaufes davon zu kommen, erklärt sich mit dem Anerbieten zufrieden. Auf dem Zimmer des Leipzigers angekommen, fragt der Türke nach seinen Wechseln, da ihm diese präsentirt werden, sagt er: „Nun haben Sie die Güte, mir 50 Procent darauf zu quittiren.“ — „Aber die andern 50 Procent!“ ruf der Leipziger. — „Ueber die können Sie neue Wechsel bekommen“, erwidert ruhig der Türke.

Was wäre der Handel ohne Bankerott? — Ein Schauspieler ohne Recensionen. Diese reißen ihn zwar herunter, geben ihm aber erst seine Wichtigkeit.

Was wäre der Handel ohne Bankerott? — Ein Stutzer ohne Schneidercredit. — Ein Charlatan ohne Danksagung in den Zeitungen. — Ein Haaröl ohne künstliche Perrücken. — Ein Weinhändler mit Wassermangel. — Eine alte Jungfer ohne verlorenen Taufschein. — Ein Censor ohne Rothstift. —

Wie man von den Handlungsreisenden sagt: Sie machen in Wolle, in Wein, in Senf, so kann man von manchen Leuten sagen: Sie machen in Bankerott. Man begriffe nicht, womit sie ihre Geschäfte anfangen, wenn sie dieselben nicht eben nur anfingen, um sie zu enden. Ihr Geschäft läuft auf den Bankerott hinaus. Ein dummes deutsches Sprichwort sagt: Wer seine Schulden bezahlt, verbessert sein Vermögen. Weit klüger sagt der Speculant: Wer seine Schulden n i c h t bezahlt, kommt zu Vermögen.

Die Mißgunst der Menschen hat aber bereits den Kaufleuten ihr Vorrecht geraubt, Bankerott zu machen. Alles beansprucht schon dieses Glück.

Selbst die Religion hat Bankerott gemacht. Sie ist in die Brüche der Secten gegangen. — Die Musik hat Bankerott gemacht. Wie viele Leute glauben, Künstler zu sein, wenn sie nur einen s c h l e c h t e n A c c o r d anschlagen können. — Die Literatur hat Bankerott gemacht. Ihre Bücher werden revidirt

und die Buchführer zur Rechenschaft gezogen. — Die Politik hat Bankerott gemacht. Sie weist jeden Wechsel zurück. — Die Liebe hat Bankerott gemacht. Sie kann die vielen Changen nicht aushalten. — Das Menschenrecht hat Bankerott gemacht. Es hat den Concursus honorum eröffnet. In der Theilung kommt nichts heraus.

Man könnte eine neue Definition des Menschen geben: Der Mensch ist das Thier, das Bankerott macht. — Jedes andere Thier zeichnet man durch das Beiwort „Kapital" aus. Man spricht von einem Kapital-Ochsen, einem Kapital-Hunde, einem Kapital-Esel. Einen Menschen zeichnet man aus, indem man sagt: Es ist ein Mann, der seine Interessen wahrzunehmen weiß. So ist das ganze Menschendasein ein Leben auf Credit.

Julius Lasker.

Eine Fastenpredigt.

„Der Luxus, oder: Sonst und Jetzt. Der Luxus, Leutchen, fragt in unserer jetzigen aufgeklärten Zeit nicht mehr: Uebersteigt Deine Ausgabe nicht Deine Einnahme? Wird denn das, was Du jetzt hast, auch bis an Dein Ende reichen? Kannst Du nicht einmal ein bischen in's Malheur kommen, wo der Nothpfennig gut thut? Kann Deine ganze Familie nicht zu Grunde gehen, wenn Du so fort in den Tag hineinlebst? Und paßt überhaupt Dein ganzer Aufwand zu Deiner bürgerlichen Stellung? Mußt Du dann nicht in Gottes Namen heimliche Schulden machen? Gott bewahre, Leutchen, mit so einer Frage zerbricht sich der Herr Luxus nicht den Kopf. Kommt der Tag, so bringt der Tag. Schlecht gefahren ist besser wie ehrlich gegangen, sagt der Herr Luxus und galoppirt durch's Leben, wie der Schimmel an der Staatskarosse durch die Hauptstraße der Residenz — bis der Herr Schwindelfabrikant eines schönen Tages über eine unquittirte Rechnung stolpert, dann vielleicht noch ein paar Jährchen 'rüber und 'nüber balancirt und endlich fällt, denn was fallen soll, das fällt doch! Sonst und jetzt, liebe Leutchen, das ist Tag und Nacht, wenn man die Welt vor fünfzig Jahren gesehen hat und betrachtet sie jetzt. Den Fortschritt im Kopfe lasse ich mir gefallen, aber den Fortschritt,

den die Madame und die Fräulein Töchter jetzt auf dem Kopfe herumtragen, den sollen doch gleich neunundneunzig Millionen Schock Heuschrecken aus ganz Europa hinaus über's Meer bis in das Kaiserreich China hinein schlagen. Sonst und jetzt, Leutchen!

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamsell und Madam,
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren echt deutsch an Seel' und an Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirthschaft kein widriger Gram;
Sie las nicht Romane, sie ging an den Heerd,
Und ihr Kind war mehr als ein Schooshund ihr werth.

Ich kann mich noch recht gut erinnern, liebe Leutchen, daß sich Lorenz, wie er die Grete als Jungfer mit schüchterner verschämter Wange an den Altar geführt, die erste Uhr gekauft hat, es war eine silberne kleine Spindeluhr. Und da hat der Mann eine Freude und ein Vergnügen an der Uhr gehabt, ich glaube wirklich, sie war ihm lieber, wie Grete selbst. Aber heut' zu Tage, Leutchen, heut' zu Tage, trägt schon fast jeder Schuljunge, wenn er in der fünften Klasse sitzt, seine goldene Repetiruhr in der Tasche, und hört und sieht vor lauter Uebermuth nichts mehr, und bleibt ein Esel oft, so lange er lebt. Wer ist aber Schuld? Kein Mensch wie die Eltern! Wenn die Alten ihre Herrn Söhnchen nicht mit ihrer Affenliebe bald auffressen, und nicht jeden Wunsch erfüllen möchten, so würde so ein dummer Junge nicht schon mit dreizehn Jahren Aeltere über die Achsel ansehen. Da liegt aber der Hase im Pfeffer. In früherer Zeit war so ein junger Bursche seelenvergnügt, wenn sein Vater oder Mutter ihm einen neuen blanken Kreuzer geschenkt hat — aber jetzt sieht Einen so ein verwöhnter Taugenichts höhnisch an, wenn man ihm einen Groschen giebt, und die jungen Töchterchen gehen mit Shawls und seidenen Mantillen

in die Schule, die früher erst der Bräutigam ihnen zum Geschenk gemacht hat. Der sogenannte „Johann“ war sonst in Mittel-Deutschland ein ganz unbekannter Name. Heutzutage ruft jede Landpomeranze, die mit ein paar lumpigen tausend Gulden sich verheirathet hat, um die Madame zu spielen: „Johann spann an!“ und zwar so lange, bis die Herren Gläubiger ausspannen und der Herr Gemahl die Stubenthüre zugesiegelt bekommt. Ein altes deutsches Spinnrad findet man heutzutage höchstens noch in einem Alterthumsverein, in bürgerlichen Haushaltungen aber desto mehr Stickrahmen und Mode-Zeitungen. Sonst hat eine Mutter ihre Kinder nicht aus den Augen gelassen, jetzt schickt sie selbige mit dem Kindermädchen möglichst weit fort. Früher haben die Alten das Wort geführt, heute hören Letztere wohlgefällig zu, wenn das gelungene Söhnchen oder Töchterchen ihnen superklug in die Rede fällt. Kurz, Leutchen,

Die Welt ist verdorben von A bis Z.
Madamchen wohin mit der goldenen Kett'?
„Ich geh' auf den Markt!“ — Sie Nachbar wo 'naus?
„In's Wirthshaus zum Frühstück.“ — Meine Predigt ist aus!
So war's und so ist es — grundgütiger Gott!
Behüt' uns vor Krieg, Pestilenz und Bankerott!

H. Unger.

Gardinenpredigt

der

Frau Tübbeke, ihrem Manne, dem Stadtverordneten Tübeke gehalten.

Een schönes Leben is des, des muß wahr sind! Nachmittags 3 Uhr wejjehen und Nachts 3 Uhr erscht wieder nach Hause kommen! Und Du willst Satdtverordneter sind? Stadtverdorbener bist de, weiter doch nischt! —

Wat? Ihr habt 'ne wichtige Sitzung jehabt? Aber bis 3 Uhr Nachts sitzt doch keen Mensch, jeschweige een Stadtverordneter — det mache weiß, wem Du willst, aber mir nich! Wer weeß, wo Ihr wieder jesessen habt in die Musenhalle oder in's Ballhaus, aber nich in's Rathhaus! —

So! Na, da haben wir es ja! Also bei Wallmüllern?*) Uebrigens bitte ick mir aus, daß Du Dir nanu niederlegst und nich da stehst, wie so'n kleener Junge und tükschst! Ick möchte nu endlich ooch meine Ruhe haben; ick dächte, ick habe nu lange jenung wegen Dir wachen müssen. Een Scandal, bei Wallmüllern zu sitzen und mir denn vorzureden, det sie 'ne wichtige Sitzung jehabt haben!

---

*) Bekanntes Bier- und Caffeehaus in Berlin.

Ach wat, Privatbesprechung! Dazu is am Dage Zeit jenung, die Nacht is zum Schlafen, und bet Nachts Privatbesprechungen halten, schickt sich vor eenen Stadtverordneten am allerwenigsten, denn Ruhe is die erschte Bügerpflicht, un een Stadtverordneter muß als erschter Büger den andern Bürgern in Erfüllung ihrer Pflicht immer mit einem juten Beispiele voranjehen, davor is er Stadtverordneter, sonst kann jeder dumme Junge Stadtverordneter sind!

Zanken! Wat heeßt Zanken! Von Zanken is hier jar keene Rede nich! Ick sage Dir man blos wat Recht is, und wat Recht is, det muß Recht bleiben! hat Vinke jesagt.

Im Interesse der Stadt zusammen jewesen? Is jar nich nöthig, daß Du Dir so vor die Stadt interessirst. Interessirt sich etwa die Stadt vor Dir? Und warum soll ick denn darunter leiden, det Du zu die Vertreter der Stadt jehörst? Erst komme ick, und denn komme ick nochmal, und denn kommt erscht die Stadt, und wenn Dir die Stadt über Deine Frau jeht, denn hättest Du nich heirathen sollen! Verstehste wol?

Det Wohl der Stadt liegt Dir am Herzen? Ob Dir det Wohl der Stadt am Herzen liegt oder nich, det is mir ganz Wurscht! Det Wohl der Stadt mag Dir meinetwegen bei Dage am Herzen liegen, so ville wie et will, da habe ick nischt dajejen, aber des Nachts soll Dir Deine Frau am Herzen liegen, des merk' Dir ein für allemal! Wovor vertrittst Du denn eijentlich, die Stadt? Damit Du mit vor ihre Ruhe und Ordnung sorgst, det Du aber Deine eigene Frau um ihre Ruhe bringst, det is durchaus nich in die Ordnung!

Schlafen soll ick? Nu Du Dir die halbe Nacht um die Ohren jeschlagen hast, nu soll ick schlafen, wie Du aber bei Wallmüllern jesessen hast, da haste nich jesagt, ick soll schlafen. Da war et Dir janz jleichjültig, ob ick den ehelichten Nachtwächter spielte oder nich! Ick bin nich neujierig, aber

wissen möchte ick woll, wat Ihr so Wichtiges zu verhandeln hattet?

Wat bräbbelst Du da von Bedürfniß? Thut denn des die Stadt mit eenmal so Noth, det Ihr nu die Nacht mit zu Hülfe nehmen müßt, oder nehmt Ihr blos die Nacht zu Hülfe, weil et Euch bei Dage zu helle is? Uebrigens sehe ick gar nich ein, warum in diese Anjelegenheit nich ooch ohne Dir verhandelt werden kann, mußt Du denn Deine Nase in Allens stecken:

Ach wat, Dank der Mitbürger! Rede doch man nich von'n Dank der Mitbürger! Der Deibel dankt Dir des, daß Du des Nachts wachst und denn bei Dage, wo Du uf den Posten sein sollst, schläfst. Wenn Du mal dodt bist, fragt keen Mensch mehr nach'n Stadtverord'nten Tübbeke und een Denkmal uf'n Leipziger Platz werden sie Dir wahrhaftig ooch nich setzen!

Wat redst Du da von Stadtrath? Stadtrath willst Du werden? Na höre mal, Tübekke, da kannst Du Jift druf nehmen, so wie ick die leiseste Ahnung davon habe, daß sie Dir zum Stadtrath machen wollen, reiche ick meine Ehescheidungs-klage bei's Stadtgericht ein, — det Unjlück will ick an Dir nich erleben!

Du meenst mit Jehalt? Ja woll! Pustkuchen un Mengemuß! Wie ville von unse Stadträthe haben denn Jehalt? Un Du wärst mir der rechte Stadtrath von Jehalt.

Denn bin ick Frau Stadträthin, meenst Du? Det weeß ick woll! Aber — wat ick mir davor koofe! Nee, nee, Tübbeke, mit Deine überspannte Stadtraths-Idee schläferst Du mir nich ein! Un wenn Du mir nich ufbringen willst, so legst Du Dir endlich hin.

Wat sagst Du? Stille soll ick sind? Det brauche ick nich! Habe ick Dir übrigens ooch nur een Wort zu ville jesagt? Bin ick nich Deine Frau? Is et nich meine Pflicht

und Schuldigkeit, Dir an Deine häuslichen Pflichten zu erinnern? Wenn hier von unsern Haushalt die Rede is, da reißt Du immer det Maul wer weeß wie weit uf, wenn Euch aber der Stadthaushalt vorjelegt wird, da kannste die Zähne nich auseinander kriegen! Und Du willst Stadtrath werden? Nee, Tübbeke, davor bewahre Dir und mir der Himmel, Du bleibst mir schon als Stadtverord'nter die halben Nächte weg, als Stadtrath kriege ick Dir am Ende jar nich mehr zu sehen.

Müde bist Du? I seh' mal an! Ick bin ooch müde! Aber läßt Du mir denn schlafen? Mußte nich immer det letzte Wort haben? Dank Deinem Schöpfer, daß Du so 'ne jedulbige, sanftmüthige Frau jekriegt hast, eene andere Frau hätte sich diese verdammtigen Nachtsitzungen wahrhaftig nich jefallen lassen und wenn die janze Stadt zeitlebens ohne Plaster und ohne Jas bleiben müßte, aber det sage ick Dir nochmal: so wie Du Stadtrath bist, lasse ick mir von Dir scheiden, und nu bräbble meintswejen so ville wie Du willst, ick werde mir hüten un noch länger danach hinhören!

Jocus.

Ein einträglicher Rausch.

Der durstige Grenzzoll-Aufseher Windfang, ein scharfer Kenner der „gebrannten Wasser", hatte oft und lang, mit Schwert und Büchse bewaffnet, die Zollgrenze abpatrouillirt, ohne einen Fang zu thun, gleich vielen seiner Kameraden.

An einem Sommerabend spät, begab er sich, schwer beladen und wankend wie ein hoher Güterwagen, in Distanz von seinen Genossen, abermals auf die alte Reise.

Stolpernd, über den Weg fluchend und heftig gestikulirend, passirte er ein Gehölz, langsam wie eine Schildkröte. Der Platz war gefährlich; Schwärzer waren gerade herübergezogen; er merkte sie nicht; denn Bachus hatte seine Sinne umnebelt und wirkte, nach alter Wahrnehmung, in sauerstoffhaltiger Luft immer heftiger auf ihn.

Die Schwärzer hörten seine wilden Töne, seine schweren stolpernden Tritte uud flohen, in der Meinung, daß sie verrathen seien und daß ein ganzer Trupp Aufseher anrücke, bergaufwärts, indem sie ihre Waarenbündel wegwarfen.

Schlaftrunkenheit gesellte sich zu ihrem Bruder Rausch in der tapfern Personage Windfangs, gerade da, als ihm die Waarenbündel unter und zwischen die Füße kamen.

Er fiel über sie hin und versank in einem tiefen Schlaf, indem er sofort die Waaren buchstäblich mit Beschlag belegte.

Sein nachfolgender Kamerad traf ihn so, und laut schnarchend, nach einer guten Stunde an.

Er hatte Mühe, ihn zu wecken, nachdem er die eingegangenen Waarenbündel frohlockend geprüft und gezählt hatte — es waren 7 Stücke.

Windfang rieb sich seine Augen und war nicht wenig über den Fang, den er im Schlaf gemacht hatte, erstaunt.

Die zwei Freunde schmiedeten nun einen — Plan.

Sie feuerten ihre Gewehre ab, und als nach einiger Zeit Succurs von ihren Leuten kam, hatten sie auch ihre Säbel gezogen.

Frischweg erklärten sie nun, daß sie einen Trupp Schwärzer in die Flucht geschlagen und die 7 Waarenballen erbeutet hättten. Und was war das Ende?

Die Ballen enthielten lauter Seidenwaaren im Werthe von 4000 fl.

Der tapfere Windfang und sein Freund erhielten nach § 40 des Zoll-Strafgesetzes per Kopf 1000 fl. für ihre Tapferkeit!



